



# ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy (mit Porträt). — Er soll Dein Herr sein. Novelle von Villamaria. — Zwei Weltmeere. Von W. Marr. — Indiscretion. Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von D. Erdmann (mit Text von L. Pietich). — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfau (mit Abbildungen). — Alban. Novelle von Jda von Düringsfeld. (Fortsetzung). — Die Mode. Von Veronika v. G. — Schach-Aufgabe Nr. VIII. — Räthsel. — Buchstaben-Räthsel. — Rebus. — Auflösungen der Räthsel und des Rebus Seite 200. — Correspondenz.

## Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

Nachdem wir jüngst in der glücklichen Lage waren, ein Gedicht veröffentlicht zu können, das die Eigenart und Lieblichkeit dieses Talents ganz offenbarte, geben wir heute das Bild der Dichterin. Bisher war es nur Betty Paoli unter den deutsch-österreichischen Schriftstellerinnen, die in Deutschland zur vollen Geltung kam; Frau Gräfin Wickenburg-Almásy aber wird ohne Zweifel bald diesen nicht leichten Triumph mit Jener theilen, besonders, nachdem Johannes Scherr über die Bedeutung dieser Erscheinung sein schwerwiegendes Wort gesprochen. Eine völlig andere Natur tritt uns in ihr entgegen, als in den meisten ihrer Schwestern vom Parnasse, weder stürmt sie in leidenschaftlicher Erregtheit dahin, noch gefällt sie sich in leerem Reimgetändel; Klarheit der Empfindungen und Gedanken, Sorgfalt in Form und Ausdruck, kurz, geistige Vornehmheit ist es, was sie kennzeichnet und uns werth macht. Jede Zeile verräth die Dichterin, die eben dadurch eine solche ist, weil sie die Welt als schön, ja, nur das Schöne in ihr sieht. Niemals sündigt sie wider die echt weibliche Natur; sie reicht — wie die Frau soll — nur zarte Blumen, wie den Taumelbecher dar!

Tochter des Geheimen Rathes, des Grafen Moritz Almásy, aus erster Ehe mit der Gräfin Wolfenstein-Troßburg, wurde Gräfin Wilhelmine am 8. April 1845 und zwar in Ofen geboren, aber von Kindheit an in Wien erzogen, und ist seit 1868 glückliche Gattin des k. k. Kämmerers, Albrecht Capello Grafen von Wickenburg, ist Mutter eines Töchterchens. Welch einfache, aber auch nur sonnige Lebensgeschichte! Die Gräfin dichtet daher gewiß nicht aus literarischem Ehrgeiz oder in leidenschaftlicher Erregtheit, vielmehr aus tiefem reinem Behagen an ihrem schönen Dasein an Seite eines geliebten Gatten. So entstanden einige Bände Gedichte, die eigentlich dem Publicum nur vorgelegt wurden, weil es für liebevolle Naturen Bedürfnis ist, auch der Welt liebenswürdig entgegen zu treten. Im Druck erschienen bisher von der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy, und zwar 1867 schon in zweiter Auflage, die „Gedichte“; 1869 ein Bändchen „Neue Gedichte“; 1872 eine dritte Sammlung „Erlebtes und Erdachtes“; und 1873 die erzählende Dichtung „Emanuel d'Alstorga“. Im Verein mit ihrem Gatten überlegte sie des englischen Dichters Michael Drayton Efeumärchen „Nymphidia“ (in schöner Ausstattung im Verlag von D. Weiß in Heidelberg erschienen). Uebrigens ist die Gräfin überhaupt meisterhafte poetische Uebersetzerin, und ihren Originalgedichten sind Nachbildungen Russen's, Moore's und ungarischer Volkslieder angefügt, die besonders

an Formreinheit zu den allerbesten zählen. — Wir können uns nicht versagen, aus der jüngst erschienenen Sammlung „Erlebtes und Erdachtes“ zwei Gedichte abzudrucken, die so recht die Blüthen solch eines sonnenklaren, holden Daseins sind. Das eine ist betitelt: „An der Wiege meines Kindes“.

Von dir den Blick in's Leben,  
So sicher, so gesund,  
Von mir den Blick der Liebe  
In deiner Seele Grund!

Mög' sie durch mich erkennen,  
Was in und an dir ist  
Und so durch meine Liebe  
Einst werden, was du bist!

„Erscheint dir's nicht  
gleich einem Traum“? be-  
ginnt das andere, an den Ge-  
mahl gerichtet.

Erscheint dir's nicht gleich einem  
Traum  
Von wenig schönen Stunden,  
Daß hier an dieser Berge Saum  
Wir uns zuerst gesunden?

Daß wir in Freud' und Ban-  
gigkeit  
Uns gegenüber waren? —  
Und dennoch, — Flügel hat die  
Zeit! —  
Wir zählen schon nach Jahren!

Ich lauschte deiner Stimme  
Ton  
Mit dunklem Freude-Rhnen  
Und unbewußt empfand ich  
schon:  
Mein Weg sind deine Bahnen!

Und von des Traumes Reizen  
war  
Das Leben übergossen  
Und ward auch kein Gedanke  
klar,  
Das Herz war lichtdurchflossen.

Ich ließ der Liebe Fäden dicht  
Mich halb im Traum umwe-  
ben,  
Ich ahnt' es kaum, ich wußt'  
es nicht  
Und war schon dein für's Le-  
ben.

Das Dasein stieß so leicht da-  
hin,  
Als ob es Nichts beschwere! —  
Mir lebt der Tag in Herz und  
Sinn,  
Als ob es heute wäre.

Und wahrlich dieser Stunde  
Glück  
Ward nicht der Stunden Beute:  
Ich blicke nicht nach ihm zurück,  
Der Tag er ist noch heute!



X.A.R. BRÉNDAMOIR.

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, geb. Gräfin Almásy.  
Gezeichnet von L. Heitland.

## Er soll Dein Herr sein! Novelle von Villamaria.

Die Strahlen der Abend-  
sonne spiegelten sich in den  
springenden Wassern des alterthümlichen Brunnens, der den  
Marktplatz einer kleinen süddeutschen Universitätsstadt ziert.  
Mehrere junge Mädchen aus den umliegenden Häusern  
umstanden die steinerne Einfassung, füllten ihre Gefäße und  
stellten sie dann auf dem Brunnenrand nieder, um, wie es  
Sitte ist in Süd und Nord, die Tageschronik ihres Kreises  
miteinander zu verhandeln.  
„Et, ich kann sie gar nicht so sehr bedauern,“ sagte end-  
lich eins der jungen Mädchen von auffallend hübschem Aussehen,

Da liegt das kleine Wesen,  
Ein Theil von dir und mir,  
Von mir nehm's nur die Liebe,  
Und gleichen mög' es dir!

Von mir den reinen Willen  
Nehm' sie in's Leben mit,  
Von dir das klare Auge,  
Von dir den festen Schritt!

„warum mußte sie auch so hoch hinaus — einen Grafen und noch dazu einen ausländischen!“

„Aber ich meine doch, Ann-Marie,“ entschuldigte eine der Uebrigen, „man kann nehmen, wen man will, wenn man ihn eben mag. Schön war sie aber! Jesus-Maria, wie sie so in der Kirche stand in ihrem langen, weißen Schleier — die Englein hätten neidisch werden können...“

„Und die Ann-Marie dazu,“ warf spöttisch eine Dritte ein, „der die Herren Studenten immer weiß machen möchten, sie sei die Schönste auf zwölf Stunden in der Runde.“

Die Gefährtinnen lachten, und Ann-Marie erröthete un-muthig.

„Was hat sie Dir denn sonst Leids gethan?“ fuhr die Spöttlerin durch den Beifall ermuntert fort, „als daß sie eben schöner ist, als Du, Land auf, Land ab die Schönste, wie die Herren Studenten ebenfalls sagten — und das reicht noch weiter, als zwölf Stunden, Ann-Marie. Nun hat sie den alten Vater verloren und konnte nicht mal in seiner letzten Krankheit um ihn sein, weil ihr eigener Mann auf dem Sterbebett lag. — Ich meine, das wär Unglücks genug, daß Du ihr die Schönheit drum lassen könntest.“

Wieder lachten die Mädchen, aber ehe Ann-Marie den Mund zu spitziger Gegenrede öffnen konnte, erklang unsern ein Posthorn, und ein eleganter Reifwagen, von einem prächtigen Biergespann gezogen, kam die Straße herab. In dem Augenblick, als er an dem Brunnen vorüberrollte, küßte eine schmale, weiße Hand den seidnen Vorhang, und unter einem Gewoge schwarzer Spitzen ward ein blaßes, aber wunderschönes Frauenantlitz sichtbar — im nächsten Augenblick war es vor-über.

„Herr Gott, das war sie!“ tönte es von den Lippen der jungen Mädchen, „aber blaß wie der Tod sah sie aus!“

„Aber immer doch noch die Schönste Land auf und ab!“ fügte die Spöttlerin mit einem Blick auf Ann-Marie hinzu; dann hob sie ihr Gefäß auf den Kopf, die Andern folgten ihrem Beispiel, und nur Ann-Marie blieb schmolend am Brunnenrand zurück.

Wohl zehnmal hatte sie das Gefäß schon gefüllt, aber seinen Inhalt immer wieder in gedankenlosem Thun zurück-fließen lassen. Es wurmte sie der Spott der Freundinnen, und wußte sie auch, daß der Meid auf ihre anerkannten Vorzüge ihn hervorgerufen, so vermochte doch das jetzt ihren Unmuth nicht zu stillen.

Nun füllte sie das Gefäß aber zum letzten Mal, legte den Tragring auf dem schönen Haupt zurecht und wollte ihre Last eben emporheben, als abermals der Ton eines Posthorns erklang — Ann-Marie wandte sich begierig um.

Es war eine Extrapost, einfacher, als das erste Gefährt und von der entgegengesetzten Seite anlangend. Als sie am Brunnen vorüberkam, neigte sich eine schlanke Männergestalt vor, und ein dunkles Augenpaar ruhte einen Augenblick mit düstrem Ausdruck auf dem antiken Brunnen mit seinen funkelnden Wasserstrahlen und auf den kleinen, alterthümlichen Häusern des Platzes; dann lehnte der Mann sich wieder zurück, und der Wagen nahm dieselbe Richtung, die der erste genommen.

Ann-Marie schaute sinend ihm nach.

Wo hatte sie dies Gesicht gesehen, heller, jugendlicher, mit einem weniger schwermüthigen Ausdruck? Himmel, hatte sie das vergessen können! War das nicht derselbe Mann, der vor Jahren als Student bei ihrer Mutter gewohnt in dem kleinen, stillen Dachstübchen, der einzige von all den vielen Söhnen der alma mater, dem ihre Schönheit nie ein anerkennend Wort abgerungen, und der ihre leicht bewegliche Phantasie grade darum mehr beschäftigt, als die Andern?

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf, hob das Wassergefäß empor und schritt langsam dem stillen Häuschen ihrer Mutter zu.

Gleich vor den Thoren des Städtchens, umgeben von einem parkähnlichen Garten, dessen Gitter bis hinab zum Strome reicht, steht eine zierlich gebaute Villa, in welcher einer der geachtetsten und beliebtesten Lehrer der Hochschule sich vor Jahren ein anmuthiges Heim gegründet hatte.

Jetzt waren die grünen Jalouisen der Vorderseite geschlossen, das Epheugeflecht, das die Säulen des Porticus um-ranfte, zeigte manch welkes Blatt, und über der ganzen Besetzung lag eine tiefere Ruhe, als die ländlicher Abgeschlossenheit.

Der Schatten der dichtbelaubten Bäume des Gartens war noch ebenso erquickend, wie früher, aber er fiel nicht mehr auf das weißlockige Haupt des greisen Professors, der mit einer kleinen Zahl bevorzugter Schüler hier in den abendlichen Stunden auf und ab zu wandeln pflegte.

Jetzt schritt eine einsame Gestalt langsam unter den blühenden Lindenbäumen hin und ließ sich dann auf einer Bank am Ende des Laubgangs nieder — es war der Fremde, der vorhin so achtlos an Ann-Marie's Schönheit vorübergerollt.

Er nahm den leichten Strohhut vom Haupt, stützte das tiefgebräunte Antlitz in die Hand und schaute träumerisch hin-aus in den blühenden Garten.

An seinem Ende auf blumenbesetzter Terrasse erhob sich ein Gartenhaus in gothischem Bau, aus dessen beiden hellen Fenstern man hinabschauen konnte auf den vorübergleitenden Strom und auf das Gebirge jenseits, dessen waldige Höhen vom Glanz der Abendsonne übergoßen waren.

Nach ihnen aber blickte der Fremde nicht; sein dunkles Auge haftete an der geschlossenen Bogenthür des Pavillons, als müsse sie sich öffnen, um ihn noch einmal eintreten zu lassen in eine längst verunkunte Welt.

Die Pforte blieb geschlossen, aber das Auge der Erinnerung drang dennoch hindurch und schaute wieder den wohlbe-kannten Raum.

Dort, zwischen den beiden Fenstern, sah er den Lehnstuhl, auf welchem der geehrte Lehrer gesessen, umgeben von der Blüthe der akademischen Jugend, die Morgens in den Hörsä-len begeistert seinen Vorträgen gelauscht und sich nun hier versammeln durfte, um in anregender Unterhaltung ihre Er-kenntniß zu erweitern und das Neugewonnene zu befestigen.

Ihm war's, als höre er wieder den melodischen Fluß der Rede, in welcher der Greis die Räthsel der Schöpfung ihnen zu lösen suchte, wie er selbst in strenger Forschung erkannt — ihm war's, als sähe er wieder den Strahl der Abendsonne auf dem weißen Scheitel ruhen und leise hindergleiten auf

das blonde Lockenhaar Elisen's — der wunderschönen, hochbe-gabten Tochter des alten Professors, die, gleich den Jünglingen, laufend an der Seite ihres Vaters saß.

Wohl manch jugendliches Augenpaar mochte verstohlen an den reinen Linien dieses Mädchenantlitzes hangen, aber nie hatte auch der Rechte unter ihnen nur das leiseste Wort einer Huldigung gewagt, obgleich die jungen Männer bei ihrer Schönheit schwurten, und sie das stille Traumbild manches unter ihnen war....

Der Fremde auf der Gartenbank lächelte plötzlich bitter. Ein anderes Bild zog an seinem Geiste vorüber: Er gedachte jener späteren Abendstunden, die er — wenn die Gefährten endlich gegangen — als bevorzugter Lieblingschüler mit dem alten Professor und seiner schönen Tochter drin in den ge-schmackvollen Räumen der Villa hatte zubringen dürfen — er gedachte vergangener Träume und Hoffnungen und jenes Augen-blicks, da er in aufflammender Empfindung plötzlich Elisen's weiße Hand berührt....

Noch meinte er in diesem Augenblick die Todeskälte zu empfinden, die darauf unter ihrem dunklen Blick sich um sein Herz gelagert....

Dann gedachte er des nächsten Abends, an dem er allein mit dem Greise in den Räumen der Bibliothek geweilt, mit leiser Schen Elisen's harrend, um in ihren Augen nach ihrer Verzeihung zu forschen, und es war ihm, als töne noch einmal die Stimme des Professors in sein Ohr, hart und scharf wie er sie früher nie gehört:

„Meine Tochter läßt sich entschuldigen; sie ist drüben bei ihrem Bräutigam, dem Herrn Reichsgrafen von Erlstein. — Gratuliren Sie mir nicht, lieber Dttmar, zu dem erlauchten Schwiegerjohn!“

Einen Augenblick schien sich damals das Zimmer vor den Augen des jungen Mannes zu drehen, er machte einen ver-gelblichen Versuch die Lippen zu bewegen und als er endlich einen Ton hervorbrachte, gleich er eher einem unterdrückten Stöhnen, als einem vernehmbaren Wort.

Unter dem forschenden Blick des Greises hatte er nach Kraft und Beherrschung gerungen, aber ehe er sie noch ge-funden, war die Stimme des Professors wieder in den alten weichen Tönen erklingen: „Ich sehe, lieber Dttmar, daß Sie die Angelegenheit von demselben Standpunkt betrachten wie ich. Von allen Männern wäre dieser der Letzte gewesen, den wir Beide Elisen wünschen konnten. Ihr Blick ist ebenso scharf wie der unsre — die Hochachtung vor inneren Eigen-schaften hat also ihre Wahl nicht geleitet. Was sie bestimmte ist — mit tiefstem Schmerze erkenne ich es — erbärmlichster Hochmuth, den meine Erziehung und meine Lehren nicht aus-zuwotten vermochten.“

So hatte der alte Professor an jenem Abend in tiefem Schmerz geklagt und dann noch einmal seinen forschenden Blick auf Dttmar's bleichen Zügen ruhen lassen:

„Lassen Sie uns aber jetzt von etwas Anderem reden,“ hatte er darauf gesagt, „von einer Angelegenheit, die Ihre Zukunft betrifft, lieber Dttmar. Es ist kürzlich von dem be-nachbarten Fürstenhof eine Aufforderung an uns ergangen, einen geeigneten jungen Mann zum Begleiter seines geist-reichen Erbprinzen vorzuschlagen, den sein Wissensdurst in fremde Länder treibt. Sie haben Ihr Examen so ehrenvoll bestanden, daß ich Sie nennen durfte. Man hat meinen Vor-schlag angenommen, und so können Sie, wenn Sie wollen, bereits in der nächsten Woche Stadt und Land verlassen und unter den vortheilhaftesten Bedingungen auch Ihren Wissens-durst befriedigen. Daß zwischen unseren Beziehungen keine Aenderung eintritt, daß Sie meinem Geist und Herzen stets der Liebste und Nächste bleiben werden — das bedarf wohl keiner Versicherung!“

Zu der langen dunklen Nacht, die diesem Abend folgte, war Dttmar's Welt versunken. Nicht nur seinen Traum von eiguem Glück hatte er begraben, sondern Besseres noch, das köstlichste Gut der Jugend, den idealen Glauben an Menschen-werth und Menschentugend.

Konnte ein so reichbegabtes Wesen wie Elise, aufgewachsen in einer Sphäre idealster Anschauungen, gebildet durch Lehre und Vorbild eines solchen Vaters, ihre köstlichsten Güter ver-handeln um äußerer Rücksichten willen, bei denen sie in den Kauf nehmen mußte, was ihr Geist und Herz geringschätzte — was war da von den Uebrigen zu erwarten?

Aus jenen Nachtstunden stammte das bittere Lächeln, das von nun an so oft den feingeschnittenen Mund umzog.

Er war gegangen ohne Abschied von ihr zu nehmen, hatte nie wieder nach ihr gefragt und nie mehr von ihr gehört; aber die Tiefe seines Gemüthes duldete kein schnelles Ver-gessen, und so wandelte sich die eintrüge Liebe in ein Gefühl, das an Bitterkeit fast dem Hass gleichkam — hatte sie ihm doch mehr genommen, als nur sein Glück!

Er trug seine bitteren Erinnerungen über Länder und Meere und brachte sie nach Jahren in die Heimath zurück.

Der alte Professor war vor Jahresfrist gestorben, einsam und allein, denn Graf Erlstein hatte zur selben Zeit an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde tödtlich darnieder ge-legen; in seinem Testament hatte der Greis noch den letzten Beweis seiner Liebe und Hochachtung für Dttmar niedergelegt:

„Ich hinterlasse Dir, geliebter Dttmar,“ lautete jene Stelle, „meine andere, nicht minder geliebte Tochter, meine Bibliothek und zugleich meine Besetzung vor den Thoren der Stadt mit der Bitte, sie zu Deinem Wohnsitz zu wählen und dadurch zugleich zu der Erfüllung meines heißesten Wunsches veranlaßt zu werden — zu der Venerbung um den Lehrstuhl, den mein Hingang erledigt, und den Du, der treueste meiner Schüler, in meinem Sinne wieder bekleiden wirst.“

Seine Tochter wird mir diese Kürzung ihres Erbes ver-geben, da sie, abgesehen von ihrem eignen Reichthum, noch in den ungeschmälerkten Besitz meines zurückgelassenen Baarver-mögens tritt.“

So lauteten des Greises letzte Bestimmungen, die Dttmar vorgefunden, als er vor wenig Tagen mit dem jungen Fürsten in dessen Heimath zurückgekehrt war, und die ihn, laut gericht-licher Aufforderung, nun hierher in die alte Jugendheimath führten, um der Vollstreckung des Testaments beizuwohnen, die seine Abwesenheit bis jetzt verzögert hatte.

Aber so wohl ihm dies Zeichen väterlicher Liebe auch that — annehmen wollte er es nicht. Die Besetzung gehörte der Gräfin Erlstein und sollte ihr bleiben, nur die Bibliothek wollte er als sein Eigenthum mit sich nehmen.

Diese Erklärung mit einer Vollmacht dem Gericht zu

übergeben, war der Zweck seiner Ankunft, die er zwei Tage vor dem bestimmten Termin ermöglicht hatte, um ein pein-liches Zusammentreffen mit der Gräfin Erlstein zu vermeiden.

Nur einmal noch wollte er Haus und Park betreten, an die sich so reiche Erinnerungen knüpften, und einen Blick in das Gartenhaus werfen, in welchem er die gemüthlichsten Stunden seines Lebens zugebracht.

Er stand auf und schritt der Terrasse zu, auf der sich der Pavillon erhob.

Er war geschlossen, aber der Schlüssel steckte, prüfend legte Dttmar die Hand auf den Drücker, er gab nach, und die Thür öffnete sich langsam und geräuschlos.

Die Sonne stand schon niedrig, nur einer ihrer letzten Strahlen fiel noch durch die hohen Fenster in das dümmrige Rund und zitterte auf dem dunkler gewordenen Polster des wohlbekannten Lehnstuhls.

Dttmar's Auge ruhte zuerst auf diesem und dann glitt es langsam, fast zögernd hinüber nach dem niederen Sitz zur Seite — — — aber was war das?

Dttmar's Pulse stürzten einen Augenblick in unregel-mäßigen Schlägen — der Sitz war nicht leer! Eine zarte Gestalt in reichem Trauergewand ruhte dort, und war auch das Antlitz tief in die Hände geneigt — dieses mattgoldige Haar kannte er nur allzuwohl und das Spiel des Sonnen-strahls darauf gleichfalls.

Seine Hand griff unsicher umher und stieß gegen die Lehne eines der umherstehenden Sessel.

Bei diesem Geräusch erhob sie das Haupt, und zum ersten Mal seit einem Zeitraum von fünf Jahren sah Dttmar wieder in Elisen's einst so heißgeliebten Augen.

Ein tiefer Rurpur übergoß ihr blaßes Antlitz, als sie sich erhob dem Manne entgegen zu treten, dem nicht begegnen zu müssen, sie abichtlich ihre Ankunft verfrüht hatte.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte sie leise, „daß ich ungefragt fremdes Eigenthum betrete; es galt mir dem Abschied von der Jugendheimath, und nun er genommen, ist mein Wunsch erfüllt, und ich verlasse diesen Ort auf immer.“

Sie verneigte sich und schritt an Dttmar vorüber, der erst wieder zu sich kam, als sie die Hand auf das Thürschloß legte, um den Raum zu verlassen.

„Gewähren Sie mir noch einen Augenblick, Frau Gräfin,“ bat er mit hafter, halb erstirter Stimme, während sie stehen blieb und sich umwandte, „ich war weit davon entfernt Ihre Gegenwart hier zu vermuthen, sonst hätte ich diesen Raum nicht betreten, aber da der Zufall uns nun einmal hier zu-sammengeführt, so bitte ich Sie mir eine kurze Erklärung zu gestatten, die Ihnen und mir viel zeitraubende, schriftliche Weiterungen erspart!“

Er sah sie fragend an; sie verneigte sich statt aller Ant-wort und schritt nach ihrem alten Sitz zurück.

„Sie können unmöglich glauben, Frau Gräfin,“ fuhr er hastig und stockend fort, „daß ich nur einen Augenblick daran gedacht, die großmüthige Verjüngung Ihres Herrn Vaters zu realisiren, indem ich Sie dieser Besetzung beraubte, an der gewiß viele Ihrer glücklichsten Erinnerungen haften.“

Unwillkürlich erhob bei den letzten Worten wieder das alte, bittere Lächeln um Dttmar's Lippen.

„Sie haben die Wahrheit gesagt,“ entgegnete sie ohne Zögern, „die glücklichsten Erinnerungen meines Lebens haften an diesem Ort. Ihre Absicht ist großmüthig, aber für mich nicht annehmbar. Meines Vaters letzte Bestimmung war sein letzter Wunsch, und Sie können nicht glauben, daß seine Tochter ihn nicht heilig halten sollte. Diese Besetzung gehört Ihnen, und wüßten Sie, wie diese Verfügung meines lieben Vaters meinen eignen Wünschen entspricht — Sie würden keinen weiteren Versuch machen, eine Aenderung herbeizuführen.“

Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

Einen kurzen Augenblick durchzudte ihn eine tiefbittere Erinnerung, im nächsten Moment aber schon ruhten die zarten Finger in seiner Rechten, und sie schritten neben einander der Thür zu.

Nun standen sie draußen auf der Terrasse, und Dttmar sah jetzt die schöne Gestalt in heller Abendbeleuchtung.

Ihr Antlitz hatte noch den alten Zauber, mit dem der wechselnde, lebensvolle Ausdruck den Reiz der klassischen Linien erhöhte. Der mattgoldene Glanz des Haares war derselbe geblieben, und der Strahl ihrer dunklen Augen erinnerte Dttmar lebhafter, als er wünschte, an seine verlorne Welt. Sein Auge überflog sie mit schnellem Blick, während sie seiner Beobachtungen unbewußt, in den Garten hinabschaute. Eins aber hatte die Hand der Zeit hinzu gefügt — eine leise Linie um den feinen Mund und mitten auf der weißen Stirn.

„Die Grafenkrone hat schwer gedrückt!“ dachte Dttmar unwillkürlich und er fühlte einen Theil der Bitterkeit wieder-kehren, deren er in den letzten Minuten sich kaum erinnert hatte. Elise fühlte die stumme Pause bedrückend werden und indem sie langsam die Stufen der Terrasse hinabzusteigen be-gann, fragte sie ihn, ob er schon lange von seiner Reise zurück-gekehrt sei.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei Weltmeere.

Eine Kaffeeplauderei von W. Marr.

Unter der Milliarde und den einigen Millionen Men-schen, welche auf diesem Erdball leben und sterben, gibt es Touristen, welche weiter gereist sind, als ich, der ich zum Bei-spiel noch nicht in Asien, Afrika und Australien gewesen bin. Fern sei es daher von mir, mich mit diesen Reisegefährten messen zu wollen. Nur ein Bild, nein, nur eine Skizze will ich zeich-nen, um deren Original in der Natur sie mich Alle, Alle be-neiden, meine weiter und mehr gewanderten Freunde. Denn, wenn ich anders recht berichtet bin, so dürfen noch heute erst dreißig bis vierzig civilisirte Europäer behaupten, jenes Bild im Original gesehen zu haben. Damals (im Jahre 1856) war die Zahl erst auf dreizehn gestiegen, welche sich rühmen konnten, den atlantischen und den stillen Ocean mit einem Blick gleichzeitig erschaut zu haben.

Sie war lange nur als eine Sage der spanischen Con-quistadoren bekannt, die Rundschau vom Trazú, oder vom

"Vulkan von Cartago", wie er auch nach dem Städtchen dieses Namens an seinem Fuße in der centralamerikanischen Republik Costa-Rica genannt wird. Die spanischen Conquistadoren hatten andere Dinge zu thun, als hohe Berge zu ersteigen, nur um der Wissbegierde oder des Vergnügens willen. Alexander von Humboldt gedenkt seiner in seinen Reiseschilderungen. Er selber ist nie dort gewesen, wenigstens nicht leiblich, wohl aber im Geiste, wie Sie später sehen werden.

Sie fragen mich: Aber lebten denn nicht lange vor Ihnen schon civilisirte Europäer in dem Lande, daß zu Ihrer Zeit die Zahl der Glücklichen erst auf dreizehn steigen konnte?

Ah! man wird in den schönen Tropenländern sehr indolent, besonders in dem ewigen Frühling der Hochebenen der centralamerikanischen Anden, wo man nicht weiß, ob die Regenzeit oder die trockene Saison milder und lieblicher ist. Diese klimatische Monotonie erschläft den Geist, raubt ihm fast jede andere Willenskraft, als den Willen, durch Handel Geld zu verdienen, und da die civilisirten Europäer in jenen Regionen fast ausnahmslos Jünger des Mercur sind, so vergiftet man solche Excursionen entweder ganz oder schiebt sie von Jahr zu Jahr auf, bis man selber wieder in die Heimath oder — auf einen centralamerikanischen Kirchhof verschoben wird. Das ist das ganze Geheimniß, welches ja auch sogar die Mehrzahl der Braunschweiger geboren werden und sterben läßt, ohne auf dem Brocken gewesen zu sein, nur daß das Klima in Braunschweig nicht ganz so palmendurchsäthelt lieblich monoton ist, als das Klima in Costa-Rica. Verdanke ich selbst doch mein Glück, um es gerade heraus zu sagen, einer Acclimationskrankheit, die ich mir in den infernalisch heißen Küstenniederungen am stillen Weltmeer geholt hatte. Es waren die sogenannten Granitos, höchst schmerzhafteste Entzündungen an den Gangwerkzeugen, welche mich zu einer heroischen Klima-Veränderung auf Rath des Arztes zwangen, und zu meiner Nachtur verleitet ich meinen Arzt, einen Dr. Hoffmann aus Berlin, und einen in Cartago ansässigen deutschen Ingenieur, Namens Kurze, mit mir den Vulkan von Cartago zu besteigen.

Wenn ich sage „besteigen“, so ist das nicht ganz der Wahrheit gemäß. Man reitet vielmehr ungemein bequem den Berg hinan, bis etwa auf eine halbe Legua vom Gipfel, wo die letzte Strecke allerdings eine ziemlich halbschwerere Equilibristik erfordert, wenn man nämlich kein perfecter Reiter ist oder kein Vertrauen zu den sichern Pferden und Maulthieren hat. Aber von einer eigentlichen Gefahr kann auch auf dieser letzten Strecke nicht die Rede sein.

Der Ingenieur Kurze in Cartago hatte die mise-en-scène der Excursion übernommen. Diese mise-en-scène bestand in drei Eingeborenen nebst Maulthieren, welche einen verschwendrischen Vorrath an Speisen und Getränken, Herbarienpapier u. s. w. führten. Wir drei Europäer bestiegen unsere Pferde, und aufwärts ging's aus der schon 4500 Fuß über dem Spiegel des stillen Oceans liegenden Hochebene, dem 12,000 Fuß (spanisch) über Meeresspiegel gelegenen Kratertrand zu.

Stundenlang führte der Weg, der recht wohl mit Ochsenfarnen besahen werden konnte, durch Poteros (Wiesen), Mais- und Bananapflanzungen hindurch; denn zu zwei Dritteln ist der Vulkan an seiner Südseite angebaut, so daß er einem tropischen Frucht- und Gemüsegarten gleicht, und erst dann beginnt der Urwald, der in den Thälern von Costa-Rica die ganzen Cordilleren wie mit einem grünen Teppich bedeckt und der Landschaft jenen, mit der pittoresken Abwechslung der europäischen Hochgebirge so seltsam contrastirenden weichen Charakter verleiht. Sie sehen hier keine mit ewigem Schnee bedeckten Bergesgipfel, keine wilden und schroffen Felspartien, keine kahlen Abgründe, in welche das Auge mit Schaudern hineinblickt. Sie sehen auch nicht die malerischen Gegensätze der Natur, die Civilisation in zahlreichen Semhütten vertreten. Die Landschaft ist großartig, aber sie ist eine ewig grüne Melancholie und Monotonie, denn da Morgen- und Abenddämmerung fehlen, so sieht der Himmel den lieben langen Tag aus, als wäre es immer Mittag.

Aber um so schöner sind die Extreme! um so schöner, herrlicher —

Doch ich will mir selber nicht vorausseilen in meiner Schilderung. Pardon! ich wollte sagen, in meiner Skizze.

„Halt! desmontan Ustedes!“ hieß es.

Wir saßen ab. Die Thiere wurden an den Vorderfüßen zusammengeköpelt und suchten sich ihr Abendessen im Grase, sehr verständig in unserer Nähe bleibend, um nicht etwa einem Jaguar zu begegnen, der noch nicht soupiriert hatte.

Die Eingeborenen machten ein Feuer an und arrangirten unsere Table d'hôte.

Wir befanden uns auf einem kleinen Plateau, etwa 9500 Fuß über Meer. Der Fleck Erde hieß San Juan, und ein einziges kleines Gebäude, ein einsamer „Rancho“ von Stein und Lehm, in dessen Innerem vier Personen bequem Platz hatten, wenn sie sich dicht nebeneinander der Länge nach auf den Boden legten, war unser grand Hôtel, in welchem es weder Wirth, noch Wirthshausrechnung gab.

Da lag sie nun tief unter uns, wie eine grüne Landkarte, die schöne, grüne Hochebene von Cartago und San José, umrahmt von den hohen grünen Cordilleren, und im Westen neigte sich die Sonne hinter den Bergen am Golf von Nicoya, und das stille Weltmeer flammte uns aus der Ferne entgegen. Und um uns her, unter uns schmetterten Myriaden von Cycaden ihr Abendlied, hinter uns summt die Eingeborenen ein melancholisches Liebesliedchen:

„O mañara, mañarita!“

und erst der Ruf:

„Das Essen ist fertig!“ brachte die Wagenfrage wieder auf die Tagesordnung.

Noch war der Kaffee nicht getrunken, als die Sonne verschwand. Noch einmal glühte das Meer hochroth auf, dann ward es, wie der Himmel, blaugrau, und am Firmament folgte das Herabblitzen der Sterne mit der Schnelligkeit eines Feuerwerks.

Es heißt: zur Ruhe! Ich aber konnte es im dumpfen Hüttenbau nicht aushalten, hüllte mich in meinen wollenen Plaid und bivouacirte im Freien.

Die Landschaft im Thale und das Meer waren verschwunden. Aber am Firmament funkelte vor mir die südliche Bildergalerie des Himmels. Das Schiff Argo, das Kreuz des Südens, die Wolken des Magellan

und wie sie alle heißen mögen, die schönen, scharf abgegrenzten Sternbilder der südlichen Zone, ihren zahlreichen Rivalen im Norden, vor Allem dem „großen Bären“ lustig jubelnd und zünftelnd. Und wie ein Silberstrom zog sich die „Milchstraße“ durchs Firmament hindurch, und zulezt schien es gar Sterne zu regnen, als wüßte der Himmel nicht, was er mit seinem Reichthum anfangen wollte. Tausende und Tausende von sogenannten „Sternschnuppen“ schossen durch die Luft, und dazu brummt und dröhnt leise aus der Ferne die „Retumbos“ der Vulkane; das Murren des großen Feuerocans im Innern der Erde.

Das war eine tropische Hochgebirgsnacht auf dem vulkanischen Boden von Centralamerika.

Vier Uhr war's, und noch Sternennacht.

Zu Pferde und —

„Piccadores, adelante!“ commandirte der Ingenieur.

Mit Lichtern und Macheten (Messern mit fußlangen Klängen) voran gingen die Eingeborenen und hieben einen Weg durch die Schlingpflanzen des Urwaldes, der Richtung folgend, welche der Ingenieur nach dem Compaß angab.

Bald wurde der Wald lichter, und die letzte Steigung begann. Wir ritten auf verwittertem schwarzem Lavageröll. Der Wald machte einem todten, erstarrten, mit Lavakrusten überzogenen Buschwerk Platz, das seine gestorbenen dünnen Zweige wie zu Kohle gewordener Jammer gen Himmel streckte. Gott weiß, wie lange es her ist seit der letzten Eruption des Trazu. Aber Kohle conservirt, und die Vegetation, die sich an der letzten Eruption zu Tode verbrannt hat, bezeugt noch erstarrt und verkohlt ihren einstigen Reichthum.

Wir waren oben und stiegen vom Pferde, die letzten hundert Schritt bis zum Rande des Kraters etwas mühsam zurücklegend, weil uns die dünne Luft das Athmen erschwerte.

Dank dem Stücke! Fünf Minuten später, und wir wären zu spät gekommen. Denn nur fünf Minuten dauerte die Entrollung des Bildes, das die Feder — so fürchte ich — nicht einmal zu skizziren vermag.

Noch ist es Nacht. Aber nicht länger, als ich Zeit brauchte, um diese vier Worte niederzuschreiben.

Ein greller grauer Schein im Osten und Nordosten.

Der Schein gestaltet sich zu einem Silberband am Horizont. Zwei Berge unterbrechen es, so daß dieser silberne Streifen in drei Abtheilungen sichtbar wird.

Das Silber wird orangefarben, dann tiefblau.

Aus diesem Blau schwingt sich die Feuerfugel der Sonne und zieht wie einen Vorhang das tiefe Blau nach sich. Die optische Täuschung ist vollständig. Ein Vorhang, der, der Sonne folgend, am Horizont in die Höhe rollt.

Das ist der große atlantische Ocean.

Und in einem rechten Winkel nach Süden zu fliegen die ersten Sonnenstrahlen über die Cordilleren hin und färben das Cap Blanco im Golf von Nicoya hochroth, und hellblau dehnt sich dort das stille Weltmeer aus, seine Grenze erst an den Ostküsten von Madagascar findend.

Ich könnte, meine werthen Zuhörer, hier nun renommi- ren und Ihnen erzählen, wie ich die Sonne, nachdem ich sie im atlantischen Ocean hatte auf-, im stillen Weltmeer auch hätte untergehen sehen. Meine Gefährten sind todt und können nicht widersprechen. Doch ich will bei der Wahrheit bleiben und bekennen, daß ich das letztere Schauspiel nicht genoß. Denn es war im Mai zu Anfang der Regenzeit. Der Horizont ist alsdann klarer am Vormittag, aber von Mittag an stellen sich die Gewitter mit ihrem Weltuntergangslärm ein, und da ist nicht gut Hütten bauen auf hohen Bergen, selbst wenn man bis zum Sonnenuntergang oben bleiben will.

Wir standen also am Rande des Kraters. Obgleich fast eine deutsche Meile im Umkreise, kommt er an Wildheit dem Krater des Vesuvius nicht annähernd gleich. Der Vulkan ist zur Zeit erloschen und treibt nur noch mit Erdbeben seine Scherze. Nur unten im Kraterthale entsteigen einer Erdböschung, welche die Gestalt eines verschobenen Vierecks hat, unbedeutende Schwefeldämpfe. Desto imposanter aber war das Bild zwischen den beiden Weltmeeren. Da lag in gerader Linie, kaum eine Meile von uns entfernt, der Vulkan Turrialba (der dampfende Berg heißt er bei den Indianern). Und der war activ! Aus seinen vier Kratern qualmte es und stieß es rothschwarze Massen aus, daß es eine Lust war, es mit anzusehen, besonders aus sicherer Ferne, und hoch über dem Vulkan stand der gesammelte Rauch compact wie ein Schirmdach. Links von uns aber, in einer Tiefe von sechsstaufend Fuß, nach der atlantischen Seite zu, stürzte sich der Sarapiquí aus Waldgebirgsschluchten in einen gährenden, grünen Abgrund; eine riesige, schäumende Milchescade.

Leider konnte ich nicht ohne Unterbrechung das ganze Panorama genießen. Noch angegriffen von meiner Acclimationskrankheit befiel mich die „Beta“, jener Schwindel, den nervöse Menschen in solcher Höhe oft bekommen. Ich sank zu Boden, und alles Raisonnement, daß ich mich auf einem großen Plateau befände, daß keine schroffen Abgründe in der Nähe seien, half Nichts. Es war mir zu Muth, und zwar bei vollem Bewußtsein zu Muth, als bewegte sich der Berg um sich selber und als wollte er mich partout abschütteln.

Dieser Anfall endete mit einem furchtbaren Heißhunger, und wenn Einer von uns dem kalten Frühstück, das wir mitgenommen, Ehre machte, so war ich es.

Und siehe, der brave Ingenieur holte aus seiner Satteltasche eine bisher verheimlichte Flasche Champagner hervor. Der Kork knallte und rollte langsam in den Krater hinab. Die Gläser wurden gefüllt.

Wir erhoben uns vom Boden, auf dem wir lagerten.

Der Doctor Hoffmann nahm feierlich seinen Panamahut ab.

Wir folgten seinem Beispiel.

Unsere drei Führer thaten unbewußt wie wir.

„Alexander von Humboldt lebe!“ sprach der Doctor.

„Viva!“

„Viva Don Alessandro!“ murmelten die Eingeborenen, ohne zu wissen warum, uns nach.

Und da rollte auch schon der erste Donner von der Südseite der Cordilleren, vom Monte Aguacate, langsam zu uns herüber. Der Regen nahte. Wir packten auf, und bergab ging's.

Unterwegs aber sammelten wir noch ein ganzes Herbarium, um es dem deutschen Alexander dem Großen zu schicken, und dieser hat später dafür in einem Schreiben an den Doctor Hoffmann seinen Dank ausgesprochen und gesagt, er würde

Viel von seinen Reiserinnerungen darum hingeben, wenn er hätte mit uns den Anblick beider Weltmeere genießen können; den man nur auf dem Trazu und auf dem selten zugänglichen Turrialba haben kann.

Und hiermit bin ich zu Ende.

### Die Indiscrete.

(Nach seinem Gemälde gezeichnet von D. Erdmann.)

O diese Freundinnen! O diese Schwestern! zumal die etwas älteren!

Ein siebenzehnjähriges Mädchenherz vermag es so schwer, seine „höchsten Freuden“ in sich einzuschließen. Die „Confidente“ des klassischen französischen Schauspiels, welche ja nur eine andere Form für die so viel lebensvollere, individuellere Schulfreundin der Schafpeare'schen Komödie ist, war keine einzig zu Zwecken der dramatischen Technik erfundene Figur. Ihre Existenz ist von Anbeginn in der Natur des weiblichen Herzens begründet gewesen. Wesen dasselbe voll ist, davon geht der liebe Mund so gern über. Aber in allem Ueber-schwang der Glücksempfindung bewahrt ein weibliches Wesen, und zähle es auch erst siebenzehn Jahre, doch immer genug von der angeborenen feineren praktischen Klugheit und anerzogenen Selbstbeherrschung, wie den bekannten Wunsch des Müller-Schubert'schen Viedes: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein, ich grüb' es gern in jeden Kieselstein!“ nicht einmal zu hegen, geschweige denn an seine Ausführung zu gehen. Ein williges Gefäß und wenn möglich ein verständnißvolles verlangt auch die Klügste, um das bis zum Zerpringen gefüllte Herz auszusüßten. Das Beichtbedürfniß, wenn man der Festigkeit des Siegels, der Verschwiegenheit und besonders der milden Absolution, der toleranten Auffassung der begiehrten Menschlichkeiten und Schwächen gewiß sein kann, gehört zu den stärksten, innigsten Bedürfnissen der weiblichen Natur. Wie gern liest solch ein Beichtkind die freundlich lächelnde Zustimmung, das tröstliche: „Ich kenn's auch! ich begreif' es wohl!“ von den theilnehmenden Zügen der Vertrauten, am liebsten, wenn sich noch kaum erkennbar eine ganz zarte Nuance von — Reizgefühl diesem Ausdruck aufrichtig herzlicher Theilnahme am Glück der Bekennenden bemerkt. Wie sehr bedarf das vielleicht schwankende, ängstliche Herz dieser bekräftigenden Zustimmung, um den Muth zu stärken, auf dem mit Jaagen betretenen Wege zu dem doch innigst gewünschten Ziel nicht zurückzubeugen; wie sehr auch des klugen Rathes einer auf ähnlichen Gebieten und Wegen erfahrener, mit jenen Zielen vertrauterer Seele, wie richtig auch gewöhnlich das jüngste und unerfahrene Herz auch ohne Beirath „in seinem dunkeln Drange“ die rechten zu finden weiß!

Aber manches dieser lebenswürdigen Beichtkinder hat schon eine Schlange an seinem zarten Busen genährt. Die junge, dunkellockige, kleine Schöne des Erdmann'schen Bildnisses hat es eben an sich erfahren, wie hart das innige Vertrauen getäuscht und bestraft werden kann!

Gestern in lauer Abendstunde durch den Mond beglänzte den Park schlendernde sie mit der schlimmen Berrätherin, die sie immer so lieb gehabt, dahin. „Ihr Herz begann zu schwelgen, ihr süßer Mund zu quellen.“ — wie es von Tristan und Isolde heißt in Meister Gottfried's hohem Liede der Liebe, — und erst stockend, dann immer fließender in überströmender Freude des Erinnerns einer nahen Vergangenheit, des Gefühls beglückter Gegenwart und in der sicheren Aussicht beglückender naher Zukunft, erzählte die lange merkwürdige Geschichte von erstem Begegnen, Wiederfinden, Erklären, von ihrem Lieben wie Hoffen, von ihm, dem Herrlichsten von Allen. Die Genossin hörte ihr so treuherzig zu, die Beichte nur dann und wann mit einem leichten sympathischen Seufzer, mit einer zarten Frage unterbrechend und zur Fortsetzung und Vollen-dung der begonnenen ermunternd. Wie hätte sie ahnen können, welche Falschheit, welchen tödtlichen Verräthersinn diese anmuthige, traute Maske verbarg! „Wie weiß und rothe Nessel mit schwarzen Kernen drin“, so sind nicht bloß die jungen Burschen, die hegen falschen Sinn“, sondern häufiger noch die etwas reiferen Freundinnen, Schwestern und Confidentes! Traut auch ihnen, wie jenen, nicht, ihr Mädchen, all-zufehr.

„Was fehlt Dir, mein Kind? Fühlst Du Dich leidend? Du bist seit den letzten Tagen so zerstreut und unruhig, Du wechselst die Farbe so oft; sollen wir nicht zu dem lieben Herrn Medicinalrath schicken?“ So ungefähr hat die Frau Mama ihren schönen Liebling anscheinend gefragt, als sie ihn so träumerisch mit so eigenthümlich languoreuser Miene und Haltung im Salon mit der Freundin sitzen sah. Und eh' die Ge-fragte noch die ausweichende Antwort, den bestimmten Protest gegen die Consultirung des lieben Herrn Medicinalraths über die reizenden Lippen bringt, ist über die der lächelnden Verrätherin bereits das Wort des Räthfels entflohen: „Sie ist verliebt!“

Die Frau Mama steht wie erstarrt; sie schlägt die Hände, wenn auch nicht über dem Kopf, zusammen, biegt sich nieder zu der vor ihr sitzenden Verbrecherin, und aus ihrem erregten Gesicht, ihren lebhaft blühenden Augen sprüht eine ganze Schaar von peinlichen Fragen, vor welchen es kein Ausweichen und kein Verstummen gibt.

Aber sehr ernstlich und andauernd wird dieser mütterliche Zorn schwerlich sein. Wenn die Mütter noch so hübsch und brillant aussehen und dem schönsten Frauenalter, jenen von allen frauenkundigen Poeten (und doch nie genug!) gepriesenen dreißiger Jahren noch so nahe stehen, wie diese elegante, stattliche und anmuthreiche Dame, so können sie unmöglich so reizenden Vergehungen grollen. „Tout comprendre c'est tout excuser.“ Und sie „begreift“ und „verfieht“ noch so gut!

Die Indiscretion der Vertrauten hier führt keine häusliche Tragödie herbei, sondern die freundliche, Allen erwünschte Lösung eines bürgerlichen Lustspiels. Der Vorhang fällt vor der Gruppe eines glücklichen Paares, einer segnenden, lebenswürdigen Mutter und einer klugen, herzlich theilnehmenden Freundin, welche mit Zigarro singt: „Und das Alles, un' Alles kam durch mich!“

Ludwig Pietzsch.



**INDISCRETION.**  
Nach seinem Gemälde gezeichnet von O. Erdmann.

# WIENER WELT-AUSSTELLUNG.

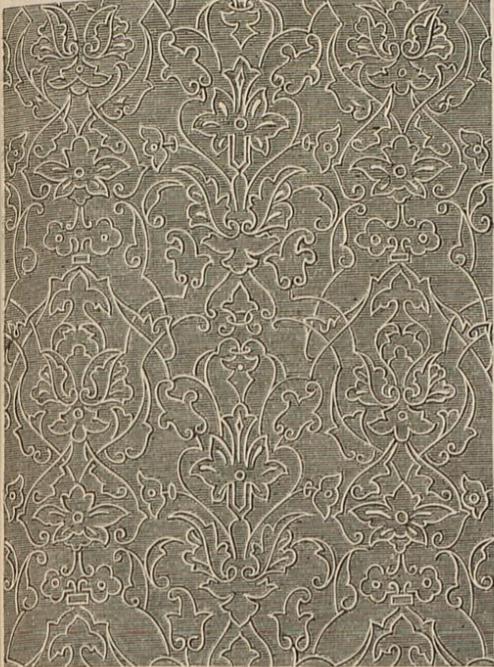
Von Ludwig Pfau.

## IX.

Die textile Industrie, oder die Kunst, Bedeckungs- und Bekleidungsstoffe durch das Verflechten faseriger Pflanzentheile und später durch das Weben verschiedener, aus vegetabilischen oder animalischen Materien ge-

spinnener Fäden herzustellen, ist ohne Zweifel die älteste von allen gewerblichen Fertigkeiten. Denn wenn einestheils schon das nächste Bedürfnis zu Schaffung solcher Producte trieb, so verlangte andertheils deren Verfertigung keine großen mechanischen Hilfsmittel. Begnügen sich doch, trotz der staunenswerthen Vervollkommnung unserer Webstühle, gerade die künstlichstichten Gewebe mit den einfachsten Webvorrichtungen — eben weil bei ihnen die Handarbeit eine größere Rolle spielt — und

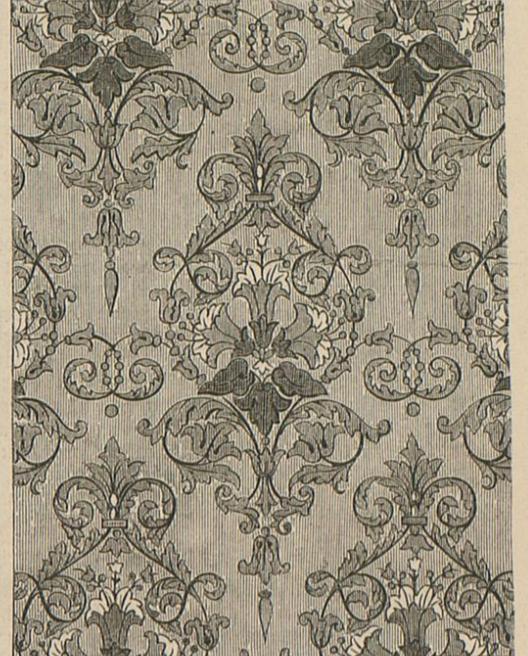
die schönen morgenländischen Teppiche und Shawls werden noch heute mit Hilfe ganz primitiver Weberahnen fabricirt. Ohne Zweifel ist diese Ursprünglichkeit der Technik, für welche die Vereinfachung des Musters keine materielle Bedeutung hat, da die Handarbeit ungefähr dieselbe bleibt, hauptsächlich schuld, daß die morgenländische Webekunst sich Jahrhunderte hindurch bei gutem Geschmack erhielt, wenn man auch einen beträchtlichen Theil dieser Erscheinung der Familientradition der Arbeiter



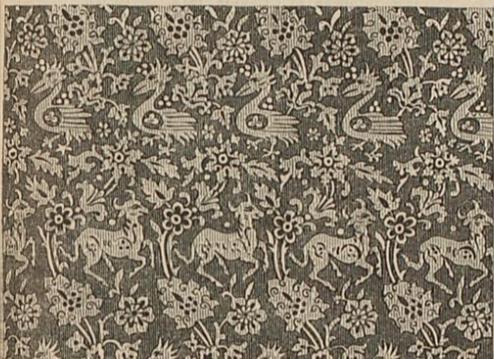
1. Wolltapete, Renaissance, neu.



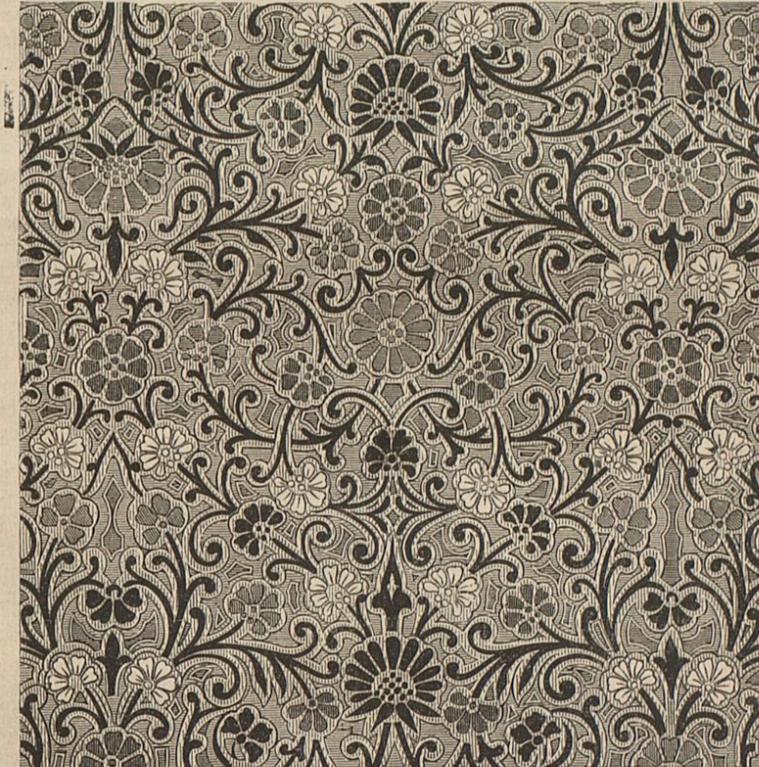
2. Seidenstoff mit Drachen in Gold, nach italienischem Muster aus dem 14. Jahrhundert im österreichischen Museum.



3. Atlasgrund mit Nipsfiguren und brodirten Blumen. Renaissance, neu.



4. Bordüre. Atlas und Gold; altitalienisches Muster aus dem österreichischen Museum.



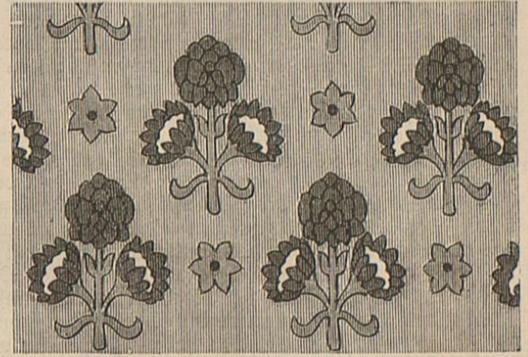
5. Möbelstoff. Originalcomposition in indischer Art.



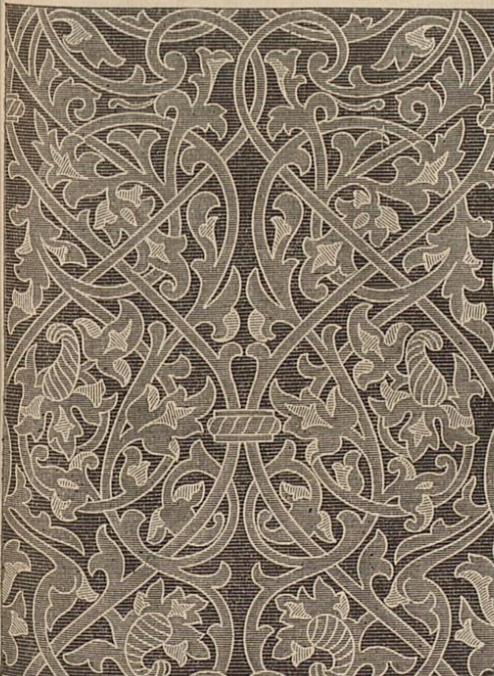
6. Möbelstoff, Seide und Gold; Copie nach einem indischen Original.



7. Möbelstoff, Seide mit Gold, altitalienisches Muster aus dem österreichischen Museum.



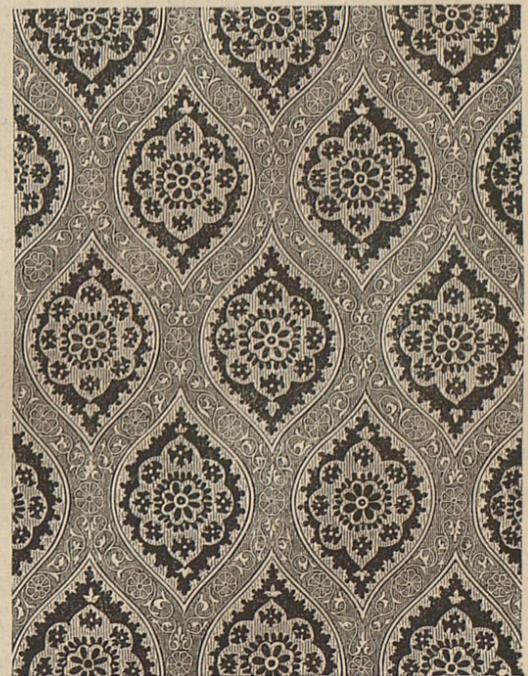
8. Portiäre, starker Wollstoff, altitalienisches Muster.



9. Ritzesammet mit Goldfaden contourirt.



10. Seidenstoff mit Brodirung; altvenetianisches Muster. Möbel- und Tapetenstoffe von Haas in Wien.



11. Atlas mit matter Zeichnung, altvenetianisches Muster aus dem österreichischen Museum.

und dem orientalischen Beharrungsvermögen überhaupt auf Rechnung zu schreiben hat.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß wir Abendländer erst bei den Orientalen und bei den Ueberbleibseln unserer mittelalterlichen Textilindustrie wieder in die Schule gehen mußten, um zu lernen, was ein textiles Muster sei und welche Bedingungen es zu erfüllen habe. In den alten Zeiten, wo die Architektur die herrschende Kunst war, durchdrang ein architektonisches Gefühl das sämtliche Kunstleben und theilte namentlich den schönen Gewerben — die ja im Grunde nur eine Fortsetzung und Entwicklung der Baukunst sind — einen Geist decorativen Wesens und stofflichen Verständnisses mit, der unbewußt wirkte, wie der Instinkt, und gerade deshalb nicht fehlgriff, weil er von keiner Reflexion geplagt wurde. Selbstverständlich ist ein solcher Zustand nicht fähig, in höheren Kunstbereichen Vollkommenes zu schaffen, und die neuere Sculptur und Malerei gelangte erst zu freier Blüthe, nachdem in der Renaissanceperiode die Reflexion, wenn auch weniger über den Künstler als solchen, so doch über den Menschen und sein geistiges Leben gekommen war. Der Mensch ist einmal dazu geboren, in den Apfel der Erkenntniß zu beißen, und dieser fatale Biß ist die Bedingung seiner weitem Entwicklung. Aber indem wir eine höhere Stufe erklimmen, werden nicht selten die Errungenschaften unserer Vorgänger ein Raub von Staub und Motten, wie man etwa auf seiner Reise durch die Welt, unfähig Alles mitzuschleppen, einen alten Koffer in einer Ecke stehen läßt und vergißt. Glücklicher Weise hat jedoch die Erkenntniß auch das vor dem Instinkte voraus, daß sie der Umkehr fähig ist und auf dem Wege der Reflexion das Verlorene wiederfinden und sich aneignen kann. Und dieses in Beziehung auf die Gewebe zu thun, sind wir im besten Zuge.

Der Webstoff ist zum Bekleiden bestimmt; sei es nun, daß er als Tapete die Wand, als Teppich den Boden, als Vorhang das Fenster, als Möbelstoff den Sitz oder als Kleiderstoff die Person bedeckt, er hat immer eine accessorische Bestimmung, welche sich im Charakter seiner Decoration ausdrücken muß; diese darf nicht zur Malerei ausarten, sondern muß ornamentale Natur bleiben, ein Zierrath, der, und wär' es auch nur durch den Stil, einen Anklang an Organische, ans Geometrische behält und nicht vergessen läßt, daß es sich hier um eine Fläche handelt.

Die Tapete kann allerdings noch am weitesten gehen, da sie, in ihrer verticalen Ausspannung den unmittelbaren Berührungen entzogen, eine größere Selbstständigkeit gewinnt. Hier kann als architektonisch umrahmte Wandfüllung die Gobelin tapete bis an die Grenze des Bildes vordringen; aber sobald sie diese Grenze überschreitet und zum förmlichen Bild wird, das heißt sobald sie die Technik einer andern Kunst nachahmt, statt ihren eigenen Erzeugungsproceß zum Ausdruck zu bringen, verliert sie an ästhetischem Werth, trotz aller vollbrachten Kunststücke und wird einem gebildeten Geschmack widerwärtig.

Abgesehen von diesen höchsten Leistungen der Webkunst, die jedoch selber bereits eine Decoration und die Raumtiefe sparsam benutzende Behandlung verlangen, ist für alle Webstoffe nur das Nachornament zulässig, das jede Reliefzeichnung ausschließt und den Schein der Körperlichkeit consequent vermeidet. Es gibt nichts Häßlicheres und Unsimmerigeres, als jene Tapeten, wo man sich die Augen von hervortretendem Krebskrabs wie von wildem Gewürm bedrängen lassen, jene Teppiche, wo man über riesige Blumenkränze und bronzeartige Rococogerümpel stolpern, jene Sessel, wo man in eine Rosenhecke sich niederlassen, einen Schöpfungszerrückten oder gar einem fliegenden Amor auf den Kopf sitzen muß. Gerade die ruhige Fläche von Wand und Boden, die ja durch Möbel, Vorhänge, Kunstwerke u. hinlänglich unterbrochen werden kann, gibt dem Zimmer seine Behaglichkeit; und vollends an Vorhängen oder Gewänden, welche hauptsächlich durch den Faltenwurf wirken und die Zeichnung fortwährend unterbrechen, eine andere, als gemusterte Decoration anzubringen, ist vollständig geschmacklos. Es fehlte nur noch, mit einer Blumenanstellung, einer Menagerie oder gar mit einer Garnitur Engel auf der Schleppe einherzuwandeln und so zum Kleiderständer für das Kunstwerk des Gewands herabzusinken.

Dies alles verstand man auch in Abendlanden vor Zeiten sehr wohl, ohne einen Professor der Aesthetik dazu nöthig zu haben; aber als die toll gewordene Renaissance zuletzt im Rococo ausstobte, verlor sich das architektonische Gefühl für Stil und Stoff, und man suchte einerseits beim antiken Ornament, andererseits bei der Natur sich Rath zu erholen, und die textile Industrie verfiel einem Naturalismus, den hauptsächlich die Franzosen auf dem Gewissen haben. Sngerissen von ihrem Talent, die Pflanze zierlich und elegant zu zeichnen, von ihrem Sinn, die Farben auch bei größerer Lebhaftigkeit harmonisch zu stimmen, und von ihrem Geschick, die Technik der Weberei bis zu bewundernswerther Naturnachahmung zu steigern, verfertigten sie Textildcorationen, welchen — wenn man vom Charakter des Gegenstandes abliest — geschmackvolle Eleganz nicht abzusprechen ist, deren falsche Richtung aber durch keine Kunst gut gemacht werden kann. Diese Einsicht fing an sich zu verbreiten, und während Frankreich in den übrigen Zweigen des Kunstgewerbes tonangebend blieb, wurde es in der höheren Textilindustrie verlassen; allenthalben kam das alte Muster und das orientalische Princip zu wachsender Geltung, das die organische Welt zur Arabeske auflöst, indem sie die geometrisch stilisirte Form ihrer naturwüchsigen Ueppigkeit entkleidet und ihr dafür ein gewisses phantastisches Leben einhaucht. Dieses anmuthige Spiel der Einbildungskraft wirkt auf unser Auge, wie die wechselnde Tonverquickung einer Melodie auf unser Ohr, es ergötzt uns, ohne uns zu beschäftigen, und versetzt uns in jenen Zustand halb sinnender, halb träumerischer Behaglichkeit, den der Orientale so wohl zu schätzen weiß, und in welchem ihn die intellectueller Bedeutung einer gemalten Wirklichkeit oder einer einheitlich aufgebauten und streng durchgeführten architektonischen Ornamentierung nur stören würde. Die Franzosen dagegen blieben im hergebrachten Leise; so befindet sich ihre Stoffindustrie nun bedeutend im Hintertreffen und ist — vom Orient gar nicht zu reden — von England und namentlich von Oesterreich bei weitem überholt.

Was Oesterreich betrifft, so sind es vor Allem die Leistungen von Philipp Haas und Söhne in Wien, welche dieses Land an die Spitze der textilen Kunstindustrie stellen. Wir haben daher unsere Stoffproben hauptsächlich der Ausstellung dieses Hauses entnommen, weil keines mit so entschiedenem Willen und klarem Bewußtsein den neuen Weg eingeschlagen hat, den man eigentlich besser den alten nennen würde. Auch

haben wir hier, und gerade deshalb, neben dem Farbensinn eine gewisse Anzahl Muster von zeichnerischer Wirkung gefunden, die uns zuzugaben, weil das in dieser Gattung wichtigste Moment der Farbe im Holzschnitt doch keine Beachtung finden kann. Zugleich lassen die hier hervortretenden so bedeutenden Fortschritte den fruchtbarsten Einfluß erkennen, welchen ein von und mit tüchtigen Kräften geleitetes Kunstgewerb-Institut, wie das Wiener Museum, auf die günstige Entwicklung der schönen Industrie zu üben vermag. Denn obwohl die Haas'sche Werkstätte in Künstlern wie Hapinger, Costamagna und Brunner eigene schöpferische Kräfte besitzt, außerdem Zeichner wie Stödel, Lieb und Fischbach zu den Entwürfen seiner zahlreichen Arbeiten beizuziehen weiß, ja selbst Künstler wie Feistel, Hansen, Stord u. sich gelegentlich dienstbar zu machen versteht, so verdankt dieselbe der Reproduktion von alten Mustern, größtentheils aus dem österreichischen Museum, doch ihre schönsten Erfolge. Man wird vielleicht sagen, es sei keine große Kunst Dagegebenes wiederzubringen und Vorhandenes nachzuahmen; aber bei einer Industrie, die so ästhetisch verkommen war wie die textile, ist schon die Einsicht, welche das Richtige zu wählen und die alten, zur Erneuerung des Geschmacks führenden Bahnen wieder zu finden weiß, kein geringes Verdienst; abgesehen davon, daß die Wiedergeburt der alten Muster, die oft defect, verschossen und unklar sind, ein eingehendes Verständniß voraussetzt und kunstgeübte Techniker verlangt.

Die Abbildungen dieser Nummer stellen außer einem dicken Portièrestoff nach venetianischem Muster (Nr. 8) — bronzegebl mit kippenblauen Blumen schwarz umrissen und abwechselnd carmoisinroth oder olivgrün gefüllt — verschiedene Tapeten- und Möbelstoffe aus der Ausstellung von Philipp Haas und Söhne im Vestibule der Industriehalle dar. Das eine Renaissancemuster (Nr. 1), gelb Ton in Ton, ist von Hapinger componirt, und das andere (Nr. 3) — gelber Atlasgrund mit graublauen, schwarz conturirten Rippsfiguren und brochirtem farbigem Bouquet — von Costamagna. Die Tapete (Nr. 2) — dunkelcarmoisin mit goldenen Drachen, weißen Tauben in blauem Feld, Goldverquickung mit grünem Kreis und elfenbeinweißer Brochirung ist nach einem altitalienischen Muster. Der Möbelstoff mit Pelikanten und Steinböcken decorirt (Nr. 4), sowie die Bordüre mit Löwen, Papageien und helleren Arabesken in derselben Farbe (Nr. 7) sind, gleichfalls nach alten Vorbildern aus dem österreichischen Museum, in dunkelblauem Atlas und Gold ausgeführt. Ebenso ist das Dahnemuster (Nr. 6), die Copie eines indischen Originals, dunkelblau und Gold; die Blumen dagegen sind Silber und die Vogelaugen roth. Dieser Stoff macht eine prächtige Wirkung. Gleichfalls im indischen Geschmack ist das von Costamagna erfundene Muster (Nr. 5) — Grund roth, Ornament dunkelgrün mit Gold eingefäht, Blumen bunt brochirt — welches, in der Art wie Grund und Decoration sich mischen und ein Ganzes bilden, ganz orientalischen Charakter zeigt. Einen reichen und gediegenen Eindruck macht der Stoff (Nr. 9) aus violetter Nüßsammet (velour ciselé) mit Goldfäden conturirt; er ist nach altitalienischem (venetianischem) Muster sowie die beiden folgenden, von welchen (Nr. 10) der Papagei — dunkelblau und helloliv — (sicilianisch) recht originell und der destinierte Atlas Ton in Ton (Nr. 11) reich und ruhig zugleich ist.

Freilich ist, sobald die Farbe nicht wiedergegeben werden kann, die Abbildung von Stoffen nie durchaus überzeugend; auch mußten wir die Muster durch Verkleinerung um einen Theil ihrer Wirkung bringen; aber trotzdem bleibt noch genug übrig, um zu zeigen, welche Art von Decoration in der Weberei angemessen ist, und wie sehr diese stoffgemäßen und charakteristischen Muster all die wilde und in ihrem Naturalismus willkürliche „Verzierung“ unserer modernen abendländischen Gewebe an Schönheit übertrifft.

(Fortsetzung folgt.)

### Alban.

Aus den Erinnerungen einer Berlinerin.

Von Ida von Düringsfeld.

#### Drittes Kapitel. In Schandau.

Am Morgen geht es in uns und um uns her immer ganz anders zu, als am Abend, viel ordnungsgemäßer, vernünftiger, regelrechter, mit einem Worte viel profaischer. Auch unsere beiden Reisegenossen hatten sich allem Anschein nach wieder zu recht gefunden, Hildegard war die ruhige Freundin, Alban der aufmerksame Gatte, welcher das Einpacken überwachte und kurz vor der Abfahrt für seine Frau und sich selbst mit sorgfältiger Auswahl von einem großen hübschen Zillertaler noch einige Dugend Handschuhe kaufte. Als es jedoch zum Abfahren kam, bot er Hilmar den Platz bei seinen Damen an und bat dafür bei Tante und mir um Unterkommen. Er mochte doch wohl fürchten, es nach dem gestrigen Abend Hildegard gegenüber nicht so recht aushalten zu können. Nanni plauderte gern mit Hilmar und erklärte sich lachend mit dem Austausch zufrieden; Hildegard sagte, wie gewöhnlich, gar Nichts. Ich meinerseits hätte Alban gern in Ruhe gelassen, wenn er selbst nicht dies und das geredet hätte, wahrscheinlich um sich zu betäuben. Durch alles Gleichgiltige, was er vorbrachte, jedoch drang eine so verzweifelungsvolle Melancholie hindurch, daß ich mich ein Mal fragte: wie dieser Mensch es denn anfangen wolle, um in dieser Stimmung noch Jahre und Jahre zu leben? Ich wußte damals noch nicht, daß es sich in allen Stimmungen leben läßt, wenn man eben leben muß. Alban schien es schon zu wissen; auf eine dumme Frage, die ich halb gedankenlos, halb aus Verlegenheit an ihn that, antwortete er sehr gelassen: „Ich glaube schon, daß man an gebrochenem Herzen sterben kann, wenn man nur darf.“

Von jetzt an sagte ich keine neue Athernheit, bis wir am Nachmittag auf dem Schredenstein waren und zwar auf dem äußersten Felsenvorsprung, die kleine Burg genannt, zu welchem vom Hungerthurne aus über die gründurchwucherte Abgründsenge eine kleine Brücke führte. Hildegard war ungeleitet hinaufgestiegen, während Alban seine Frau, und Hilmar mich führte, und Tante unten im Nitterjaal geblieben war. Nanni sagte: „Ja, Hildegard ist muthig — die braucht Niemand, als sich selbst.“ In der That mußte sie ganz schwindelfrei sein oder — die Gefahr herausfordern, denn nicht weniger kühn, als die beiden Männer trat sie bis an den äußersten

Rand des Felsens, welcher hier ganz senkrecht in die Elbe abstürzte. Nanni plauderte unbesorgt mit dem Führer; ich bemerkte, daß ich die drei festen Zuschauer unruhig bewachte und erst wieder frei athmete, als sie zurückgetreten waren. Ob man in Folge einer überstandenen Angst leicht unüberlegt wird? Mir wenigstens fiel es ein, als wir uns ein wenig ausruhten, Alban geschwind an die Stelle in Bulwer's Godolphin zu erinnern, wo es heißt: „wer mit der Geliebten an einem Abgrund gestanden und den wilden Wunsch gefühlt, sich mit ihr hinabzustürzen, der habe geliebt.“ Godolphin war für die elegante literarische Jugend meiner Zeit ein Lieblingsroman, Alban kannte ihn selbstverständlich und citirte sogleich die Worte des Originals: „If thou stoodest on a precipice with thy mistress, hast thou ever felt the desire to plunge with her into the abyss? — If so — thou hast loved.“

„Ich dachte eben auch daran,“ setzte er hinzu; „hier könntest du gleich leicht gesehen.“ — „Ist es aber wahr — ich meine, der Ausspruch, die Empfindung?“ fragte ich halb im Halb und wie ich fürchte, nur halb aus Einfaß, halb aber aus Verberstheit — ich finde kein recht passendes deutsches Wort für diese Art von Verberstheit, mit der man gerade das sagt oder thut, was man um der Barmherzigkeit willen weder sagen noch thun sollte.“ „Ich glaube, es mag nicht bald eine gewaltigere Verlockung geben, als ein solches Liebessterben,“ antwortete Alban mit seiner weichen, gleichmäßigen Stimme, ich aber sprang erschrocken auf und drängte zum Hinabsteigen. Wenn wir noch länger dem Abgrund so bequem nahe blieben, wer konnte denn wissen, ob nicht im nächsten Augenblick Alban und Hildegard alle Beide unten in der Elbe verschwanden?

Vorläufig geschah auch hier Nichts, wir kamen glücklich wieder unten an und versperkten im Knappenzimmer wo die Wirtschaft eingerichtet war. Der Nachmittag ging zu Ende, unsere Schiffer drängten zur Abfahrt. Als wir aus dem kleinen Gemach hinaustraten, sprach uns ein alter Mann aus dem Gemüthsessen an, der mit einer Schildkröte in den Ländern umherwanderte. Anfangs machte sein Dialect uns Schwierigkeit, bald aber fanden wir uns hinein und fragten ihn mit gut nachgeahmter Neugier über sein Thier aus. Er nahm es vom Grase, wo es fraß, zärtlich in die Höhe und sprach von ihm wie von einem vernünftigen Wesen. Besonders rechnete er der Schildkröte ihren Winterschlaf hoch an. „Den ganzen Winter ist sie gar Nichts und ist wie todt,“ sagte er. Tante bemerkte, das wär' eine rechte Ersparniß, wenn man bisweilen so schlafen könnte. „Ach,“ seufzte ich, „könnte man nur so schlafen, wenn man ein Mal recht unglücklich wäre!“ — „Ich kann mir kein Unglück denken, für welches ein Schildkröten schlaf das einzige Heilmittel wäre,“ entgegnete Hilmar. — „Ich wohl,“ zwitscherte jetzt Nanni; „Alban dürfte mir nur sterben.“ Ihr Rosengeflächchen erblachte leicht, und sie schmiegte sich fest an Alban, als fürchte sie, ihn im nächsten Augenblick zu verlieren. „Mein armer Engel!“ sagte Alban sichtlich ergriffen, beugte sich nieder und küßte Nanni auf die Stirn. Der Kuß kann die höchste Liebeswahrheit und die größte Liebeslüge sein.

Wir hatten von Aufsig unsere Wagen auf dem Landweg nach Schandau geschickt, während wir selbst mit wenig Gepäck und ohne Kammerjungfern in unserm großen Elblahn fahren wollten. Den bestiegen wir jetzt. Die Fahrt, obgleich stromabwärts, ging langsam, weil wir starken Gegenwind hatten. Eintönig knarnten die Ruder, die Berglinien zogen in immerwährender Abwechslung von Licht und Schatten an uns vorüber, die Beleuchtung blieb bis gegen Abend dieselbe goldene in voller blauer Klarheit, in der wir vom Schredenstein aus das liebe böhmische Land gesehen. Dann überfluthete eine Purpurgluth die Berge, und die Sonne sank mit einer Glorie in ihren scheinbaren Untergang. Der Wind fiel, und unser Fahrzeug glitt jetzt leicht in der lichten Fluth dahin, und doch war es schwer von Allem, was Menschenherzen bedrücken kann: von bekämpfter Sehnsucht, von unausgesprochenem Schmerz, von hoffnungsloser Liebe.

Die Nacht blieben wir in Tetschen und hatten den herrlichen Mondschein auf der Elbe. Am Morgen dagegen wartete es mit Sprühregen, und Wind und Wasser waren uns entgegen. Die Schiffer wären gern gelandet, nur wußten sie nicht, wo sie es mit einigen Ehren hätten thun können, ohne uns geradezu in eine Kneipe zu bringen. So fuhren wir denn mühsam vorwärts, und die Liebenden kamen der Lösung ihres Geschicks näher und näher. Alban war gesammelt wie ein Mann, der bald seiner ganzen Kraft bedürfen wird. Still saß Hildegard, die Augen auf die dunkel umrandeten Berge gerichtet. Nanni froh sehr und plauderte, um sich zu erwärmen, mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit; man hätte gar nicht denken sollen, daß aus einem so kleinen Munde so viele Worte strömen könnten. Alban antwortete ihr von Zeit zu Zeit liebreich und suchte sie möglichst vor der kalten Luft zu schützen. Als der Wind gar zu schneidend wurde, nahm er sie auf seine Kniee und hüllte sie mit in seinen Paletot. Allerbüßig munter blickte ihr Köpfchen aus der schwarzen Einpackung hervor; sie hatte den Hut abgenommen, und ihre braunen Locken hingen in hübscher Unordnung theils auf dem Paletot heraus, theils lagen sie mit dem Köpfchen an Alban's Brust. Da hatt' es der kleine Vogel warm.

Ich saß auf dem Boden des Rahms und blickte den aufgeregten Strom entlang, der wie zur Klage rauschte. Mir war unbeschreiblich bange. Ein großes Leid, welches uns unmittelbar nahe kommt, macht bange, beklemmt uns halb mit Theilnahme, halb mit selbstthätiger Angst. Kann ja doch aus dem Thor des nächsten Morgens, ja, aus der Pforte der nächsten Stunde ein ähnliches über uns kommen; ist ja doch auf Erden so wenig wie eine Heimath für uns, eine sichere Stätte für unser Glück. Eben kann es noch entzückend und beseligend unser ganzes Leben erfüllen, unser Herz kann es ganz zu fassen kaum vermögen, und ein Augenblick, und es kann uns ganz, aber auch ganz und für ewig aus dem Leben und aus dem Herzen gerissen werden. Das stellt ich mir vor und hatt' am liebsten im Voraus geweint. Mein guter Hilmar, welcher ans Land gestiegen war und, um sich zu erwärmen, elastisch am Ufer dahinschritt, hat nie erfahren, was für jammervoll thörichte Gedanken ich damals auf dem Elblahn gehabt.

Die Elbufer traten dem Strom jetzt näher, die kronenartigen Sandsteinfelsen erschienen auf den Höhen, die Steinbrücke öffneten sich unten — wir waren in der sächsischen Schweiz. Noch kurze Zeit, und der Lilienstein kam hervor und schließlich das Thal mit seiner blauen Krone. Hilmar stieg wieder ein

und brachte die schönsten Blumen mit, der Himmel wurde heller und endlich ganz licht, ein kleiner Kahn, dessen Segel sich bis auf das Wasser neigte, flog uns entgegen, und die beiden Leute darauf riefen uns zu, daß unsere Dienerschaft uns bereits in Schandau erwarte. Auch fanden wir sie am Ufer, denn die Ankunft unseres Fahrzeuges war signalisirt worden.

Schandau war damals noch nicht so überfüllt wie jetzt immer, und der „goldene Engel“ war sehr erfreut, uns zu haben. Wir bezogen den ersten Stock nach der Elbe zu, von welcher der Gasthof nur durch den schmalen Uferweg und einen kleinen Garten getrennt war. Folglich konnten wir aus den Fenstern die Dampfschiffe vorüberfahren sehen, auf deren einem in drei Tagen Hildegard's Verlobter ankommen sollte. Unsere Verwandte durften wir schon am Abend erwarten; den ganz heiter gewordenen Nachmittag benutzten wir zu einer Fahrt nach dem Königstein. Nach belustigenden Formalitäten gelangten wir durch die dunklen Thore auf die helle Esplanade, wo es uns außerordentlich gefiel; das Innere lockte uns nicht, nur der Rundgang um den prächtigen Quaderwall, mit seiner breiten, glatten Brustwehr, über die man ringsumher in die blaue Elbgegend mit ihren Felsenkronen hinabschaute. Abgrundspoeie gab es hier nicht, dazu stand man zu gesichert; der ganze Eindruck war ein frischer, sonniger, freudiger. Alban freilich vermochte auch in dieser klaren Luft nicht aufzuathmen, ich sah es wohl. Sein ganzes Gesicht lag ihm auf der Brust und auf immer. Duster zerstreut blickte er auf die Aussichten, erst da ward er aufmerksam, als die vier Lichter in den Felsenbrunnen hinabgelassen wurden und mit ihrem geisterhaften Flammenflattern das eisklare und eiskalte Wasser auf dem Grunde zur Erscheinung brachten. Als der Einer, an welchem die Lichter befestigt waren, gefüllt wieder heraufstieg, trank Alban hastig das erste Glas, obgleich er brennend erhitzt war. Ein ernster Blick von Hildegard strafte ihn; er antwortete jedoch nur mit einem kalten, verzeihenden Lächeln. Ich meine, er hätte da gern ein Sterben getrunken, an welchem er nicht geradezu, nur mittelbar durch Unvorsichtigkeit Schuld gewesen wäre, aber wir gingen gleich darauf hinunter, und der Gang erwärmte von neuem das Blut, welches in diesem gequälten Herzen so widerwillig sein Lebensgeschäft verrichtete. Und sorgsam und liebevoll wie nur je leitete Alban seine Frau den Sandweg hinab, welcher uns jetzt ermüdete, weil wir oben die lange Wanderung gethan.

In Schandau waren inzwischen unsere Verwandten eingetroffen. Die Vergrößerung der Gesellschaft führte zur Verlängerung des Abends; wir gingen erst in den „kleinen Stunden“ schlafen, wie die Engländer die Zeit nach Mitternacht benennen. Folglich schliefen wir Frauen bis tief in den Morgen hinein, nur Hildegard war früh wach und mit Hilmar bereits auf den nahen kleinen Höhen gewesen. Hilmar erzählte mir, wie anspruchslos sie ganz überraschende Kenntnisse in der Botanik entwickelte, wie geistvoll, ihrer eigenen Anschauung und Auffassung nach, sie über Kunst gesprochen. Ich hatte bisher nie den Muth gehabt, mit Hildegard andere, als völlig gleichgiltige Worte zu wechseln; Anfangs erschien sie mir zu abweisend, und später dacht' ich immer daran, daß sie unglücklich sei, und überflüssige Reden ein müdes, wundres Herz zu quälen müßten. Aber ich freute mich, durch Hilmar bestätigt zu hören, Hildegard sei geistig Alles, was ich ihr zugestaut.

Da unsere Verwandten seit dreißig Jahren in Sachsen angehört waren, hatten sie es selbstverständlich noch zu keinem Besuch auf dem Königstein gebracht, und meine Tante schlug in ihrer großen Güte augenblicklich eine Wiederholung unserer geistigen Fahrt vor. Nanni wollte auch mit, Hilmar mußte — Alban gab nach, ich zog vor, zurückzubleiben. Der erste glückliche Eindruck sollte mir nicht durch einen ungewissen zweiten möglicher Weise in Frage gestellt und ganz unsehbar abgeschwächt werden. Hildegard war gleicher Meinung, und so brachten wir den Nachmittag gemeinschaftlich damit hin, unsere gesammelten Blumen zu ordnen. Für die Art, wie sie unter Tisch- und Kommodenfüßen gepreßt worden, hatten sie sich recht gut erhalten. Wir tauschten einige aus — es war eine weiblich-poetische Beschäftigung. Hildegard verhielt sich auch dabei fast immer schweigend, und ich führte sie nicht — konnte ich ihr doch nicht helfen, selbst nicht durch Theilnahme — ihr Leid war eines, welchem die Berechtigung sich auszuklagen ver sagt war.

Als es gegen Abend kam, gingen wir in das Gärtchen, wo zwischen hübschen Blumenbeeten ein zalmes, junges Reh umherlief, und in der äußersten Ecke eine Laube von hölzerner Mitterwerk stand, welche mit rottblühenden Bohnen besetzt war. Hier legten wir uns mit den Armen aus der Fensterartigen Oeffnung und sahen dem Sonnenuntergange zu. Die Finger etwas ausstreckend brach ich Bohnenblüthen und steckte mir einige in die Locken. Diese dunkelrothe, steinartige Blüthe, welche das Licht durchscheinen läßt, ist ein kleidamer Schmuck für dunkles Haar. Ich bat Hildegard, sie ebenfalls schmücken zu dürfen.

„Ach, wozu?“ erwiderte sie gleichgiltig.  
„Mir zu Gefallen — bloß für mich; Ihr Haar ist noch dunkler, als meines — ich möchte in diesem grünen Rahmen ein hübsches Bild haben.“

Sie nahm mit einem traurigen Lächeln die Haube ab und sah gleich jugendlicher aus. Ich schob ihr die Fledchen etwas aus der Stirn und steckte die Blüthenbüschel so, daß gegen die Wangen so gut wie im Haar das prächtige Feuerroth glimmerte. Den Kopf etwas geneigt, sah Hildegard ganz still unter meinen Händen, gerade im feuchten Lichte, das wie goldener Staub auf dem dunklen Haare bligte — auch das blaße, wehmüthige Gesicht war wundervoll beschienen.

„Hildegard!“ sagte ich, denn wir waren so weit gekommen, uns bei Namen zu rufen, „wie schön können Sie sein!“  
„Ich bin ja auch Braut,“ antwortete sie, mit Anstrengung scherzend.

Es that mir unäglich weh, sie so zu hören und zu sehen — ich hätte sie gar zu gern auf die Stirn geküßt, aber um das thun zu dürfen, war ich ihr noch nicht Freundin genug. So bat ich sie denn bloß um eine kleine Zeichnung, irgend etwas, vielleicht aus Prag.

„Ich habe auf dieser Reise wenig gezeichnet,“ antwortete Hildegard, „aber ich will morgen früh eine kleine Skizze für Sie machen.“

„Werden Sie es aber auch gern thun?“

„Ja, recht gern.“

Dann versank sie wieder in ihr gedankenschweres Schweigen — ich stand noch vor ihr, aber sie wußte nicht länger, daß ich da sei. Lange blieben wir so stumm — das Gold des Abends erlosch, die Abenddämmerung kam, dann die Nacht — mit ihr der Mond. Es war damals am Elbufer von Schandau sehr einsam — kaum ein Schritt unterbrach die Stille. Plötzlich fuhr Hildegard zusammen und starrte mit weit aufgemachten Augen in die Dunkelheit — sie hatte geglaubt, daß sie nur wenige Minuten verträumt habe. Ich sah jetzt neben ihr und schien Nichts zu bemerken — sie nahm den ungewohnten Blumenschmuck aus dem Haare und machte sich mit ihrer Haube wieder alt, aber sie behielt die Blüthen in der Hand. Ich schlug ihr vor, auf die Fähre zu gehen und nach den Ausgehenden auszufragen. Da standen wir abermals lange Zeit in dem kühlen Nachtduft, und oben standen Mond und Abendstern getreulich bei einander. Als wir auf dem linken Ufer endlich die Wagen heranrollen hörten, fuhren wir mit der Fähre hinüber und erwarteten so die Wiederkehrenden.

Nun lag noch ein Tag zwischen der Ankunft des Barons und der stummen, erwartenden Braut. Am Morgen empfing ich eine Ansicht des Schreckensteins. Kräftig und geistvoll skizziert, aufgefaßt von der Elbe aus. Als ich Hildegard bedauerte, daß sie meinetwegen schon so früh habe zeichnen müssen, antwortete sie mir:

„Im Gegentheil, ich bin Ihnen Dank schuldig — Sie gaben mir eine Beschäftigung.“

Es gibt Tage, an denen man einem Gleichgiltigen dankt, der einen gewissermaßen zwingt, etwas Gleichgiltiges für ihn zu thun, aber es sind schwere Tage. Hildegard hatte auch einen kleinen Zweig vom Schreckenstein über die Skizze geheset und diese unterschrieben. „Bedenken Sie meiner dabei,“ sagte sie, als ich das Blatt sorgfältig in meine Mappe legte. Es war das einzige freundliche Wort, welches ich während unserer Bekanntschaft von ihr gehört — sie hatte kein Herz übrig für kleine alltägliche Gefühle. Dennoch mochte ich sie viel lieber, als Nanni, die sich mit kindischer Zärtlichkeit an mich gehängt hatte. Der Geist fesselt nun einmal an sichersten.

Für den Nachmittag beschloßen wir eine Fahrt in den Bieler Grund, einen der breitesten und thalartigen in der sächsischen Schweiz, reich an malerischen Steinbrüchen und Schneidemühlen. Weg und Wetter waren einander werth, und ich genoß Alles ungestört, denn die beiden Gesellschaften waren heute zusammengelieben, wie es sich ursprünglich gehörte. Nanni hatte es so bestimmt — sie wollte „Hildegard noch so recht haben“. Sie hatte seit dem Morgen ein trauriges Gesichtchen gezeigt und sich immerfort an Hildegard geschniegelt. Hildegard küßte sie mehrmals mit einer barmherzigen Milde — sie konnte großmüthig gegen die arme Nanni sein — sie besaß die Liebe Alban's und — gab sie hin — um zwei Grade stand sie höher, als die junge, unbewußte Frau: sie war glücklich und edel zugleich. Glücklich? Ja wohl, die geliebteste Frau ist immer auch die glücklichste, sei es im Tod, sei es in allen Oalen des Lebens.

Bei einer Mühle, wo sich ein Wasserbad befand, stiegen wir aus und vereinigten uns wieder, um einen Spaziergang in ein nahe Thal zu machen, welches einen eigenthümlichen Anblick darbot. Es war ziemlich weit, ganz eben, dicht mit Gras bewachsen und wie eingezäunt von riesigen, freistehenden, barocken, krummen und edigen Felsenpfählen, die ihrerseits von dichter Tannenwaldung eingeschlossen wurden. Ich weiß nicht recht, warum wir nicht vernünftig unten blieben, sondern zwischen die Felsen hinaufstiegen, um in der brennenden Sonne auf brennendem Gestein zu sitzen. Es war eine ermüdende Wanderung, und ich hatte noch dazu von neuem die ängstlichsten Gedanken. Alban sah zwischen den unheimlichen Felsen Hildegard einige Male mit einem Ausdruck an, der an Wildheit grenzte. Wie ein Abgrund that es sich in seinen Augen auf — welcher ungeheurer Entschluß konnte nicht dort aufsteigen und hervorbrechen? Hildegard ging immer voran: es war, als wolle sie sich mehr und mehr daran gewöhnen, Alban ohne Erbarmen zurückzulassen.

Die Nacht bei der Mühle erquickte uns nicht — die allgemeine Stimmung war gedrückt; wir besaßen die Rückfahrt, und doch wußten wir, als wir Schandau wieder erreicht hatten, alle noch nicht, was wir mit dem Abend anfangen würden. Ich fürchtete für Alban's Leidenschaft, für Hildegard's Muth, und etwas auch für meine Nerven das Gesangsessen im Salon und schlug vor, wir wollten noch im Garten bleiben. Tante fand es zu kühl und ging hinauf, die Verwandten folgten ihr, wir Uebrigen quartierten uns in der Laube ein. Die Elbe rauschte kristallen, der Lilienstein ruhte dunkelblau in einer Luft, die aus Golddüften gewebt schien. Neben seiner Krone sank die Sonne. Es war wieder so schön wie möglich, aber wir saßen da und hatten uns Nichts zu sagen.

Endlich kam der kleine Knabe des Hauses in den Garten, um sich mit seinem Reh herumzujagen, und Nanni, welche den ganzen Tag über in Betrübnis ausgehalten hatte und das Bedürfnis der Aufmerksamkeit verspüren mochte, ließ ihn, um mitzuspielen. Hilmar wurde von dem hübschen lebenden Gevrebildchen gleichfalls aus der Laube fortgelockt, und so blieb ich allein zwischen den Beiden, sehr ungewiß, ob als schützender Engel oder als störende dritte Person.

Darüber nachsinnend saß ich und zerzupfte eine Bohnenblüthe. Bevor ich mit der zweiten anfing, warf ich unter den Wimpern einen vertholenen Blick auf Alban. Der Ausdruck seines Gesichtes überraschte mich freudig: der volle Schmerz lag noch drinnen, aber der Schmerz war verklärt. Alban war wieder der heilige Sebastian, der verzückte Märtyrer. Ich blickte ihn jetzt mutbig mit dem vollen Auge an und küßte die Bohnenblüthe, anstatt sie zu zerpfücken, denn ich sah wieder beruhigt neben dem liebenden, aber starken Manne.

Hildegard sah, wie gestern, im vollen feuchten Lichte, welches auf der Elbe zu uns kam. Die Hände hielt sie auf den Knien gefaltet — ihr Auge schien träumerisch umherzuirren, um einen Ausgang aus dem Labyrinth dieser Schmerzen zu suchen. Es konnte keinen finden, denn es gab keinen; für Hildegard wie für Alban blieb Nichts übrig, als der Aufschwung gen Himmel, die Opferstätte des Irdischen.

Ein echtes Liebesgeständniß bricht entweder unüberlegt mit der vollen Gluth der Leidenschaft hervor oder es kommt besonnen aus der Ruhe, welche mit der vollen Kraft der Empfindung gesättigt ist. Alban athmete jetzt eben in dieser Ruhe — auf den schroffsten Gebirgspfaden finden sich Stellen zum Anhalten und zum Athemsammeln. Unten sind die Ab-

gründe, oben schwindelnde Höhenzspitzen, aber der Klimmer rastet dennoch und holt tief Athem; seine Brust erschrickt sich, sein Herz hört auf, gewaltsam zu pochen, und auf Minuten könnt' es ihn bedürfen, er ruhe in der kühlen Schattensicherheit seines heimathlichen Thales. An einer solchen Stelle war Alban angelangt. So ganz empfand er in diesem Augenblicke die Göttlichkeit der Liebe, daß ihre irdischen Kämpfe tief unter ihm lagen, daß er auf sie hinablickte und von ihnen reden konnte, wie von schon vergangenen.

In dieser gesammelten Stimmung durft' er es wagen, ein Mal wenigstens vor Hildegard sein freies, vollständiges Liebesbekenntniß abzulegen. Der Zufall meiner Gegenwart begünstigte ihn ebenfalls: er konnte zu mir und für Hildegard sprechen.

Langsam, als ob er den ersten Ton eines Gesanges leise gehalten einsehe, begann er das Gespräch, in welchem er, wie ein Führer mit einer Fackel unterirdische Kristallwunder beleuchtet, die tiefsten Geheimnisse der Liebe sichtbar werden ließ. Ich antwortete nur wenig, ich folgte ihm, erregt und gespannt, auf den Gedankenpfaden, die er hinabklimmte, die er empor-eilte, auf denen er in das Wesen der Liebe eindrang, bis er eine Wahrheit anrührte, uralt, älter, als das Urgestein der Erde, sich zu mir umwandte und sagte: „da.“ Einzelnes aus dem Gespräch weiß ich nicht, ich weiß auch nicht, wie Hildegard es angehört. Mir dünkte, ihr müßte zu Muth sein, als würde ihr eine Glorie um das Haupt gewebt. Wir blieben, nachdem Alban ausgerebet, alle drei ganz still, bis vor dem höflichen Kellner her Nanni angelaufen kam, um zum Abendessen zu rufen.

Eine frühe, frische Fahrt auf der Elbe half am nächsten Morgen wenigstens einige Stunden leidlich hinbringen — die letzte dagegen, welche bis zur Ankunft des Dampfschiffes noch vergehen mußte, schleppete sich mühsam von Minute zu Minute. Es beunruhigte mich schrecklich, zu bemerken, wie ängstlich Alban sich an die Gesellschaft hielt, als müßte er, sobald er einen Augenblick allein bliebe, unrettbar sich selbst zum Raube werden. Nanni wußte auch nicht wohin mit ihrer Bangigkeit und küßte immerfort an der geduldigen Hildegard. Allmählig verloren die Meinigen sich aus dem Garten, und als ich zuletzt sogar Hilmar vermisste, wollte auch ich mich der Anfechtung des peinlichen Erwartens entziehen. Hildegard aber sagte so dringend: „bleiben Sie“, daß ich wohl einjah, es wäre eine Grausamkeit, wenn ich nicht bliebe.

Endlich kam das Dampfschiff angelaufen, fuhr an uns vorüber und landete. Mir schlug das Herz. Ich hörte Alban mit einer unnatürlichen Stimme häufig sagen: „ich will ihn empfangen.“ Er ging rasch hinab zum Ufer; ich blickte ihm bekommen nach, bis er unten verschwand. Nanni hatte sich laut weinend an Hildegard's Hals gehängt. „Mein Herz, meine Nanni,“ bat Hildegard mit bebender Stimme, „lasse mich nur jetzt!“ Sie ging ins Haus, Nanni setzte sich und fuhr fort zu weinen, da kam Alban mit einem mittelgroßen, etwas untersehten Manne links vom Ufer her und in den Garten. Ich ging ihnen entgegen bis an die Pforte und sagte: Hildegard wäre oben — Man jetzt anzusehen getraute ich mich nicht. Er gab mir keine Antwort, sagte nur zu seinem Begleiter: „Ich will Sie führen“, und beide gingen ebenfalls hinauf ins Haus. Dann setzte ich mich zu Nanni, doch sie hielt es ohne Alban nicht lange aus und lief nach.

Bei der Mittagstafel wurde der Baron uns vorgestellt. Er war ungefähr sechsunddreißig Jahr, gebildet, geschickt, gefällig, mit dem Schliß der Deutschrussen, er gefiel mir sehr, und doch beklagte ich ihn von Herzen, denn — er stand neben Alban. Seiner Braut bewies er eine große Achtung und eine gemäßigte, aber herzliche Zuneigung — sie küßte das-jelbe für ihn und brachte ihm daher Nichts zu heucheln — das sah ich deutlich. Aber freilich — sie war sehr bleich.

Den Nachmittag brachten beide Paare abgesondert zu; die Meinigen waren discret und „wollten nicht stören“. Ach, wenn sie gewußt hätten, was für eine Wohlthat eine Störung gewesen wäre! Aber ich hatte von meinen Beobachtungen nie auch nur das Geringste verrathen, selbst gegen Hilmar nicht, und so galten Alban und Nanni ihnen nach wie vor als das Muster eines glücklichen jungen Ehepaares.

Gegen Abend kamen die Abgeschlossenen von selbst zu uns in den Garten herunter. Der Baron war sehr heiter und unterhielt uns alle auf das angenehmste. Alban schien er vorzugsweise gern zu haben, er behandelte ihn mit fast brüderlicher Vertraulichkeit und bedauerte nur, daß Alban's Gesundheit seit dem vorigen Jahre so sichtlich gelitten. Ernstlich lag er ihm an, womöglich noch im Herbst ein Seebad zu gebrauchen. Alban versprach Alles, was der Baron wollte, für den folgenden Sommer ganz bestimmt einen Besuch in Livland.

„Da wollen wir jagen und reiten, und Sie sollen stark wie ich werden,“ sagte der Baron scherzend.

Nanni jubelte schon jetzt in der Erwartung des Besuches; um Hildegard's Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln; sie unterstüßte die Einladung ihres Verlobten nicht.

Einen Tag wollte der Baron noch in Schandau bleiben; Alban erklärte sich fast heftig dagegen, ihn in Ruhe zuzubringen. So machten denn die Vier die große Tour über Kulstall, Winterberg und Prebischthor, die wir bereits kannten. Als sie spät und gründlich ermüdet zurückkehrten, waren wir schon in unsern Zimmern. Ich gestehe, daß mir das Zusammen-sein mit Alban und Hildegard allmählig bis zur Unerträglichkeit peinigend geworden war. Immerfort einem Leid zusehen müssen, welches zu lindern so absolut unmöglich ist, macht zuletzt förmlich krank: man möchte sich die Hände vor Unge-duld entzweibrechen und muß sie hilflos in den Schoß legen. Ich ersahnte den Augenblick, wo der Abschied geschehen sein würde, wie man das Ende einer aufregenden Geschichte erleben kann, die man anhören muß, weil ein Vorleser nun einmal angefangen hat.

Es ist mir stets als ein deutliches Zeichen der Oberherrlichkeit des Menschen erschienen, daß er essen kann, wenn er muß, das heißt, wenn es das Herkommen ihm gebietet. Die Thiere fressen nicht, wenn sie traurig sind; Alban und Hildegard aber aßen zu Mittag, als ob sie sich gleich uns mit gutem Appetit zu Tische gesetzt hätten. Auch im Garten unter den Bohnenblüthen saßen wir noch alle gemeinschaftlich; Hildegard sagte lächelnd, sie und ihre Freunde wären gerade lange genug melancholisch allein gewesen.

Und endlich erwartete der Dampfer seine Passagiere. Hildegard's Gepäck war bereits hinuntergeschafft, die Kammerfrau,

welche mit von Dresden gekommen war, ging hinab zum Schiffe, Hildegard selbst war schon reisefertig, der Baron nahm seinen Hut und blickte seine Braut mahnend an. Sie stand rasch auf — rasch für sie, meine ich — und gab Alban die Hand. Alban küßte die Hand nicht und hielt sie nicht — er jagte auch Nichts. Der Baron bemerkte dieses unnatürliche Abzichnehmen nicht, denn er sprach eben beschwichtigend zu Nanni, die, an Hildegard geklammert, zum Erbarmen schluchzte.

„Gott mit Dir, Du liebes, liebes Kind!“ sprach Hildegard fromm, inbrünstig, gefast, recht wie eine Mutter.

Der Baron hatte Alban kräftig die Hand geschüttelt, jetzt gab er der Braut den Arm. Beide sagten uns schnell und freundlich Lebewohl und gingen. Als sie auf der Straße unter der Laube vorüberkamen, grüßten sie nochmals hinauf. Ich nahm Nanni an mich und sprach ihr zu, aber sie weinte untröstlich, bis ich ihr vorschlug, wir wollten auf die Fähre gehen, die eben angefakelt lag. Alban kam mit, mechanisch, glaub' ich. Er schlang den Arm in eine der Ketten und er hielt sich so dicht am Rande. Der Dampfer fuhr vorbei; Hildegard stand am Geländer, sah uns und grüßte mit dem Taschentuche. Nanni that es mit beiden Händen und lautem Schluchzen. Das war nun endlich vorüber.

Der Rest des Tages verging denn auch. Nanni war so niedergeschlagen, daß sie nicht fühlte, wie verändert, wie vernichtet Alban war. Er sah aus, als sei der Geist in ihm todt, und er stelle sich nur noch als ein Lebendiger. Früh am nächsten Morgen kehrten die Verwandten nach Dresden und wir nach Schleien zurück. Das junge Paar wollte einige Stunden später fort. Auch bei dem Abschiede von uns weinte Nanni sehr — der gestern erlebte erneuerte sich für ihr armes, des Kummers so ungewohntes Herz. Als ich Alban die Hand gab, mochte er in meinen Augen lesen, wie sehr ich ihn bemitleidete, denn er zog meine Hand an die Lippen und sprach ernstlich:

„Gott segne Sie und lohne Ihnen Alles.“

(Fortsetzung folgt.)

### Die Mode.

„Vergiß nicht den Regenschirm mitzunehmen.“ pflegte eine Dame meiner Bekanntschaft ihrer Begleiterin zu sagen, „dann regnet es nicht.“ Ebenso spreche ich nicht als unglückliches Omen, sondern wie der Italiener gegen den bösen Blick das üble Zeichen der ausgestreckten zwei Finger macht (lar le corna), am Anfang meines Herbstberichts das melancholische Wort „Regenmantel“ aus. Uebrigens hat nur noch der Name etwas Abschreckendes, das Ding selbst sieht, angezogen, so anziehend aus, daß auch die allerhöchste Fee Cheritane im Bauberstüch mit solchem water-proof erscheinen könnte.

Der moderne Regenmantel wird aus englischen, rein wollenen Stoffen in dunklen Olivgrün, tiefem Blau, Modefarbe oder einem ins Grau fallenden Meiseblau gefertigt. Lange doppelte Schlingen aus Stoffrollen, als Brandeburgs angelegt und mit Knöpfen besetzt, werden einfach zum Schließen der paletotförmigen Regenmäntel angewendet. Der Auszug spielt fast eine Nebenrolle und besteht aus Stoffblenden, mehrreihigen Knöpfen oder drilierten Franzen und Nippstschleifen; mit diesen harmonirt dann das Großgrainfranz des Capuchons. Außer dem stets beliebten, mit Capuchon versehenen Burnus, der häufig mit ihr weiten Ärmeln, breitem Ueberschlag und einer Doppelreihe großer Knöpfe ausgestattet wird, hat man den Sabelot mit Brusttasche, die Blumen-Polonaise mit fest anschließenden Rücken- und losen Vordertheilen (dieselben können nach Belieben frei flattern oder durch einen Gürtel in der Taille gefesselt werden), halbweiten Ärmeln, spitzen, über die Taille fallendem Capuchon und großen edigen Taschen, welche letztere nach dem Rücken zu angebracht sind, den im Rücken halbansliegenden Paletot mit gepaltener, von einem Capuchon à la vieille übertragter Pelerie, welche, mit den Vordertheilen in eins geschlossen, über den Ärmel fällt, und den Mantel, der im Rücken zu einer Pelerie angerafft, unter derselben in der Taillebiegung stark eingekrümmelt und durch einen Gürtel geschlossen ist. Ein Capuchon zieht die Pelerie, deren Ärmel vorn weit sind.

Die Lieblingsfarben der Herbst- und Winter-Kleiderstoffe habe ich bereits in meinem letzten Bericht genannt und nur hinzuzufügen, daß auch das Schwalbengrau (hirondelle) in verschiedenen Schattirungen und ein mattes Blau im Mittelton mit grauem Schimmer (bleu mourant) sehr gesucht sein werden. Die vom Grund des Stoffes abtastenden Muster scheinen gänzlich verschwunden: Alles einfarbig, aber der eintönige Grund durchwoben mit kleinen, gerippten oder gestreiften Arabeskenbeständen. Von den neuen, rein wollenen Phantastoffen aus dem Gerj'on'schen Magazin sind folgende nachzutragen: Veloutine (flach und breit der Quere nach gerippt; die Rippen abwechselnd mattglänzend und stumpf), Velours Augusta (abwechselnd freyartige und glänzende faconirte Bänderstreifen, je in der Breite von 1/2 Centimeter), Velours matlassé laine (schmale faconirte Querstreifen, durch matte Linien geschieden), Velours Monbelli (schmale, in diagonaler Richtung laufende Ripps- und faconirte Streifen), Ternaux uni et rayé (eine starke Serge, die glatt zum Rod, mit Atlasstreifen durchwirkt zum Ueberkleid verwandt wird), Epingle supérieur (eine Art Doppel-Mohair-ripps), Crêpe anglais (Wollentreypp mit kleinen figürlichen Reliefmustern), Drap de laine Melanio (eine tuchartige Serge), Drap romain (ein gekreppter Tricotstoff), Gros d'Alpaga (eine seidigglänzende, feine Serge), Cachemire d'Irlande (eine erhabene gerippte, jammetartige Serge), Cachemire uni et souché (der Rod glatt, die Tunika mit gleichfarbigen, fortlaufenden Rankenmustern im Kettenstich durchwebt) und Nipp's Jaouard (ein klein gemusterter, damascirter Nipp's).

Zur Ausschmückung der Kleider wird vornehmlich Sammet in über-einfachmender Farbe gewählt; auch führt man — wenngleich weniger häufig — den Atlas als Befaz wieder ein.

Die den Schoßleichen auf- oder eingesetzten Sammetwesten sind noch immer beliebt; man garnirt gegenwärtig solche Leibchen mit Sammetärmeln und gibt ihnen dadurch das Aussehen eines ärmellosen, vorn geöffneten Jäckchens, das über einem Sammetcorset getragen wird. Unerlässlich hiezu ist die Sammethülle, welche die Tunika schmückt und aus einem 90 Cent. langen und 60 Cent. breiten, am unteren Rande mit Seidenfranzen besetzten Ende und einer sehr großen Schlinge besteht.

Die Tüllketten in zwei Tönen arrangirt man für den Winter folgendermaßen: dunkler Rod mit gleichfarbigem Auszug, helles Ueberband mit breiter, dunkler Einfassung, dunkles Schoßleichen, herzförmig geöffnet, mit hellem Plastron und hellen engen Ärmeln, welche letztere vom Ellbogen bis zum Handgelenk dunkel garnirt werden. Ein Corset, wie es oben geschildert wurde.

Neuerdings sieht man häufig die 25 bis 40 Cent. hohen Volants, welche ringsum die Kleiderböden zieren, 10 bis 12 Cent. vom Rocksaum entfernt auf; den unteren, freigebliebenen Theil bedt man durch eine Kutsche à la vieille, über deren oberen Anfaß der Volant fällt.

Kleider aus Seidenstoff und Kaschmir werden mit einem 60 Cent. hohen, aus beiden Stoffen zusammengefügten Volant geschmückt, und zwar wechseln immer drei russische, je 9 Cent. breite Falten aus Seidenstoff mit drei gleichen Falten aus Kaschmir ab.

Die „Wintermäntel“ oder richtiger, die Winterpaletots oder, am richtigsten, die Winterjäckchen sind entweder im Rücken anschließend und vorn lose, halb oder ganz anliegend, mit sehr breitem Matrosen- oder rundem Kragen nebst Revers geziert und mit halbweiten

Ellbogenärmeln versehen, welche ebenfalls von Aufschlägen begrenzt werden. Sehr kleidbar sind diejenigen Paletots, welche vorn in schräger Richtung geschlossen sind und zwar so, daß der Schluß einen stumpfen Winkel in der Taillebiegung zeichnet. Andere Paletots haben doppelte Vordertheile, von denen die unteren eine Schoßweste bilden, während die oberen vom Halsanschnitt an herzförmig geöffnet und zurückgeschlagen, dann geschlossen sind, um nach unten wieder auseinanderzugehen. Die Schöße bieten viele Variationen im Schnitt und in der Ausstattung dar: hier sind sie einfach, gepal- ten, mit Revers und Schleifen geschmückt, dort zu eigenthümlichen Falten geordnet oder im Rücken doppelt mit Wandstößen und Enden oder mit untergelegten, gefalteten Schoßtheilen aus dem Stoff der Garnitur abge- schlossen. Taschen, seitwärts, im Rücken oder auf der Brust angebracht, haben fast alle. Für den einfacheren Auszug stellt man die Paletots aus mehr oder minder weichen, resp. starken, camelirten Kammgarnstoffen her, die abwech- selnd faconirte und gekörperte, gerippte und tricotartige schmale Hohl- und Reliefstreifen haben. Auch die Velours- und Doublestoffe bleiben in der Mode, stehen aber jenen nach. Ein dunkles Olivgrün, ein graues Meiseblau, Schwarzblau und Indigoblau gelten für die bevorzugten Farben. Zur Garnitur verwendet man am liebsten Sammet; aus ihm sind Kragen und Aufschläge, wie die breite Einfassung. Dazu kommen große Jer-, durch- brochene Stahl- oder andere Metallknöpfe, Seidenfranzen mit Stahlgel- hängen, seidene Fourragères. Seltener wird anstatt des Sammets der Groß- grain zum Auszug gewählt.

Will man sich gegen die Kälte energischer schützen, so greift man zu dem stattlichen Burnus, der aus grauem, mode- oder dunkelfarbigem Velours oder Bouclé gefertigt, mit Capuchon versehen und am unteren Saume mit Chenillefranzen geschmückt wird.

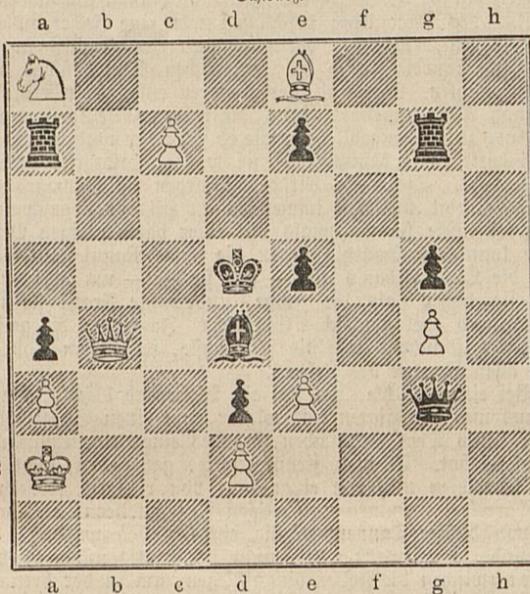
Die wärrigen, schwarzen Sammetpaletots (man wärrt dieselben neuer- dings nur vom Halsanschnitt bis zur Taille) sind für elegante Toilette; sie haben ähnliche Formen wie die oben beschriebenen. Trägt man sie lackförmig, so sind sie in der Rückenmitte vom Saume bis zur Taille ge- palten und hinten kürzer, als vorn. Sämtliche Sammetpaletots sind ü- bereich mit aufgesetzten Reliefstreifen oder erhabenen, je nach dem Façonementen, mit schwarzwollener Gupüre, in welche häufig Seidenfranzen geknüpft sind, Schleifen aus Großgrainband, Fangschürzen und Quasten ge- schmückt. Eine neue Ausstattung für Sammetpaletots ist auch folgende: Vorn herunter ein gerader 20 Cent. breiter Atlasüberschlag, um den Halsanschnitt ein breiter Matrosenträger, auf den Schößen und Ärmeln Atlasrevers, Knöpfe von durchbrochenem Stahl, starke Seidenjur als Randbefassung.

Berouka von G.

### Schach-Aufgabe. Nr. VIII.

Von R. S.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

### Räthsel.

Ich bin, so lang die Donau ist und tiefer, als der Rhein; Ich bin gemacht aus Schlamm und Sand, aus Erde und aus Stein. O ruh' vor mir umschlungen, aus; ich lad' dich dazu ein. Doch hüte dich, zu hüten mich, mag ich dir werth zu sein.

S. Wrt.

### Buchstaben-Räthsel.

E	T	O	L
C	A	H	T
L	O	Z	N
Z	E	L	H

Die Erste droht auf feuchtem Grund, Die Zweite spricht und hat doch keinen Mund, Die Dritte silbern zieht der Fluß, Die Vierte ist ein Maß und oft ein bitteres Muß.

### Rebus.



### Auflösung des Räthfels Seite 290.

„Gebuld“.

### Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 290.

Z E V S  
E S A V  
V A S E  
S V E Z

### Auflösung des Rebus Seite 290.

„Kastanienbaum“.

### Correspondenz.

Mehreren unserer Abonnentinnen zur Mittheilung, daß Fr. Franziska Schramm (Nuz- und Weißwaaren-Handlung), Köstod, Langestraße Nr. 50, sich erbietet, Denjenigen, welche sich direct an sie wenden, Auskunft über das ihr angewendete Appretierverfahren von Wäschegegenständen, welches diesen den vollkommenen Glanz der Fabrikwäsche ertheilt, zu geben.

**N. S.** Sehen Sie dem Waschwasser ein wenig Pottasche hinzu und gebrauchen Sie irgend eine aus guter Quelle bezogene Kernseife.  
**Walwiese.** Popp's Anatherin-Mundwasser enthält keine Substanzen, die nicht auch in anderen altbekannten Vorschriften zu Mundwässern vorkommen; es ist unschädlich. Ob der in ihm enthaltene Farbstoff der Alkanna- wurzel das Zahnhfleisch bläulich zu färben vermag, glauben wir nicht.

**Walbrose.** — Verehrerin des Bazar. Ueber ein Mittel zur Bekämpfung gerötheter Nasen wollen Sie auf Seite 226 des Bazar (unter Chiffre S. L. bei C.) nachlesen.

**Ein Mädchen aus K.** Das Nummerfeld'sche Waschwasser können Sie in jeder Apotheke anfertigen lassen, man wird Ihnen dort auch die Ge- brauchsanweisung dazu geben.

**C. N.** Sie werden den Restaurationskaffee eben so wünschenswerth und stark zu Hause erhalten, wenn Sie auf die Portionstasse ein Loth recht fein gemahlene guten Kaffee nehmen und ihn auf einer Wiener Kaffeemaschine oder auf einer Sturzmaschine bereiten. — Die Schnellleichte der Wäsche finden Sie unter S. S. in Gr. B. auf Seite 50 des Bazar be- schrieben.

**S. v. D. C.** in Dresden. Lesen Sie Professor Vogel's Broschüre: Cor- pulenz, ihre Ursache, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel (Leipzig, L. Denke's Verlag).

**Langjährige Abonnentin B.** Mittel zur Vertilgung von Ameisen finden Sie auf Seite 178 des Bazar (unter Chiffre „Hausfrau in Polen“) an- gegeben.

**Abnontin in G.** Der auf dem Delgamde entstandene lichte Fleck zeigt, daß die heraufgetropfte Substanz an jener Stelle die Farbe ver- ändert hat; da wird nur eine Retouche helfen.

**Blondes Nachschleichen in L.** Kaffeelecken lassen sich aus gefärbter Stoffen nicht heransbringen.

**Sterne in N.** Durch Fortbringen der Rothweinflecke würde immer der Glanz des Stoffes leiden und wahrscheinlich auch die Farbe desselben.

**Bertha in Ungarn.** Fahren Sie nur mit dem Gebrauch des unschädlichen Mittels fort, so lange bis das Uebel verschwunden.

**Abnontin in W.** 1. Reinhaltung der Kopfhaut durch häufiges Waschen ist ein wesentliches Mittel bei Schuppenbildung; das Eigelb ist als ein bestes Reinigungsmittel anzusehen, es wird in die Kopfhaut eingerieben und mit Wasser ausgewaschen. — 2. Sie haben entweder das Seidenhaar nicht vorher rein genug gewaschen, oder die Anilinfarben sind schlecht. Kaufen Sie sich ein Farbe-Receptaire aus Dr. Jacobson's chem.-technischen Laboratorium, Berlin, Chausseest. 39. Dasselbe enthält 200 Farberezepte, in acht verschiedenen Farben, ist bestimmt zum Anfärben von Wä- dern, Federn, Strohblumen etc. und kostet 1 Thaler. — 3. Haarwuchs- mittel gibt es nicht!

**S. R.** in K. 1. Der Gazestoff läßt sich, wenn er nicht gerieben wird, an gewöhnliche Weite waschen; er erfordert jedoch eine sehr gute Kälte- weil er sonst leicht sich zerzieht. — 2. Die Schweißflecke haben die Farbe zerstört; da ist keine Hilfe möglich. — 3. Die blaue Farbe des Schweiß- stoffes verhindert auch die Entfernung dieser Flecke. — 4. Mit Benzin versuchen Sie es indeß vorher an einem Lappchen, ob die Farbe nicht verändert wird.

**Vom Büchertisch.** Indem uns das Programm der „Frauen- arbeitschule in Reutlingen“ in die Hände fällt, drängt es uns, die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen auf diese Anstalt zu lenken, welche ihrer Gründung (durch die Stadt), unter der Oberaufsicht der K. Würtemberg. Centralstelle für Gewerbe und Handel, des schönsten Erfolges und einer wahr- haft gegenwärtigen Wirksamkeit sich rühmen kann. Ein anderes, zum Besten der deutschen Frauen gegründetes Institut ist der Darmstädter Alice-Bazar. Ueber seine treffliche Einrichtung unterrichtet uns eine sehr lehrreiche Klein- schrift von Luise Büchner: „Ueber Verkauf, und Vermittlung von Frauen- arbeitschule in Reutlingen“ (Leipzig, Verlag von Theodor Neumann).

— Nicht ohne Absicht nennen wir unmittelbar nach dieser gemeinnüt- tigen Unternehmungen eine fähige literarische unseres Mitarbeiters Dr. Leo Wilmuthal. Derselbe hat sich des Achtenbühlers, der literarischen Welt endlich mit dem nöthigen Muth und Können angenommen und gibt eine Zeitschrift „Deutsche Dichterschule“ heraus, welche Originalgedichte bewahrt und unberührt, immer jedoch besuener deutscher Poeten, Uebersetzungen aus fremden Sprachen, krit. Besprechungen etc. enthält, monatlich ein Mal in Leipzig — sehr gut ausgestattet — erscheint und für den billigen Vierteljahrspreis von 12 1/2 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. Wie es einst nötig wurde, gegen „das süßliche Reimgemüth“ ohne Ge- fahr zu machen und die angehenden Dichter zu ermahnen, zu lernen, zu statt zu klagen, so wird es jetzt nachgerade Zeit, das Publikum zu ermahnen, daß man mit Zahlen sehr viel erreichen und Alles bemessen, aber nicht Alles sagen und schreiben kann, daß Kunst und Kunstsprache kein leerer Wahn sind, daß mit dem Vers uns eins der wirksamsten Ausdrucksmit- tel für Kämpfe und Siege des Gemüths wie des Verstandes verloren ging; Referent ist kein Epheer, also nicht Cicero pro domo; Herr Wilmuthal hat seine kritische Begabung so oft und glänzend bewährt, daß an der rühmlichsten Lösung seiner schwierigen Aufgabe nicht zu zweifeln ist. — Väter für Kunstgewerbe, herausgegeben von Valentin Teich- Prof. an der Kunstgewerbeschule des K. K. Oester. Mus. etc. Preis ein- zelnen Nummer 75 Kr. Ost. W. (15 Sgr.). Diese Zeitschrift, an Art und Illustrationen erstaunlich inhaltreich, kann Allen, denen es als Ind- striellen oder Kunstfreunden um Läuterung des Geschmacks und die Hoch- erde Vorbilder zu thun ist, nicht genug empfohlen werden. — Sehr ge- reiche Freunde wird ein Unternehmen der Verlagsbuchhandlung von Wigand und Hempel finden: Illustrierte Berichte über Gartenbau, Blumen- und Gemüthsgüter, Obstbau und Forstunde. Internationale Revue für das Ge- sammtgebiet der gärtner. Interessen. Deutsch, franz. und engl. jährlich ein- mal mit zahlreichen Holzschnitten, activen und colorirten Illustrationen. Abonnementpreis pro Jahrgang 6 1/2 Thlr. — Wichtig für alle Wirt- schaftsfreunde! „VauL, Handlexicon der Tonkunst“. Preis 2 Bände 3 Thlr.; in 1 Bd. geb. 3 Thlr. 18 Sgr. Der gründliche und ausgezeichnete Musikgelehrte Dr. Leo Paul unterrichtet den Vor- schlagenden in neuer Form über Persönlichkeiten und Sachen. Kürze, Rich- tigkeit, Zuverlässigkeit. — Leider fehlt uns da- raum, unsere Umchau fort- zusetzen, und so werden wir denn erst in der nächst- besten Nummer unsere Be- merken und Leser auf die neuen und guten Gaben der Verlagsbuchhandlung von Wigand und Hempel hinweisen: Bibliograph. In- stitut in Sildbrunn- haufen (das beste Re- chendbuch für Bücher- wesen und Weltanschau- lung), Joh. Ambrosius Barth, Brieg, Der Cosenoble, Karl G. v. Gold, Ernst Jul. Göt- ther (Karl Freund), Otto Fante (Joh. A. Kröner, Gedruckt Vötel (Seifen), Richter und Kappler, C. Spamer u. A.